



POLITIK

„Wir folgen internationalen Megatrends“

Wohin steuert die Universität Luxemburg? Ein Gespräch mit ihrem Rektor Jens Kreisel

WIRTSCHAFT

Camarade Cano

Portrait d'un jeune social-démocrate passé par le cabinet Brunswick

Jeu de dupes

Sanctionner les intérêts économiques d'Israël reste un tabou pour la majorité politique. Or, de telles revendications se font entendre dans la société civile

FEUILLETON

Goût de bouchon

Le blocage pour deux mois encore de la rivière a mis l'accent sur le rôle économique porté par la Moselle

In Rothberg

Der Bestsellerautor und Pfarrer Eginald Schlattner lebt in Transsilvanien. Luxemburger sahen einst in den Siebenbürger Sachsen „Auslandsluxemburger“



Die CSV unterwegs

IIII Peter Feist

Das *RTL*-Neujahrsinterview mit dem Premier bot diesmal ein paar interessante Montagen. Ehe das Gespräch mit Luc Frieden auf die Verlängerung der Sonntagsarbeitszeit im Einzelhandel kam, wurde ein Auszug aus dem „Background“ vom 18. Dezember mit Jean-Claude Juncker eingeblendet. In dem dieser erklärt, einfach zu sagen, acht Stunden, „Pang, dat ass elo esou, dat well ech net!“, und er bringt das mit so viel Nachdruck vor, als sei er noch Premier.

Der Anschluss hin zum Thema Sozialdialog und der Rolle der Gewerkschaften beim Zustandekommen von Tarifverträgen wurde mit dem Bekenntnis von CSV-Fraktionspräsident Marc Spautz im „Kloertext“ vom 6. Dezember illustriert, in seiner Partei eine Art Oppositionspolitiker zu sein: „Et weess all Mënsch, wou ech hierkommen“, sagt der frühere LCGB-Generalsekretär, und: „Dass ech net frou si mat verschidden Entwécklungen, do brauch ee guer net laang ëm de Bräi ze schwätzen, dat ass esou.“ Schnitt auf Juncker, diesmal in seinem Büro: „Et gëtt mech och nach ëmmer. A mir sinn net eléng, de Marc an ech. A mir si frou, dass en do ass.“

So offen und vor allem prominent wurde noch nicht darauf hingewiesen, dass es CSV-intern Richtungskämpfe zwischen sozialkatholischem und wirtschaftsliberalem Flügel gibt. Kämpfe, wie sie normal sind für eine Volkspartei, die daraus ihre kollektive Identität ableitet und das, wofür sie stehen will.

Doch solche Auseinandersetzungen sind immer mehr eine Sache der Vergangenheit. Eine von Parteien des 20. Jahrhunderts, die noch unterscheidbare politische Optionen anboten. Im Zeitalter von Globalisierung und Europäischer Union dagegen werden sie zunehmend von „Leadern“ geprägt, und die Parteien der so genannten „Mitte“ wetteifern um einen Platz an einem politischen Pol. Juncker war auch ein Leader; mehr noch als Frieden, der immer wieder darauf hinweisen zu müssen meint, dass er der „Chef“ ist. Die wichtige Nuance zwischen beiden ist Friedens Priorität Wettbewerbsfähigkeit. Während Juncker vor zwei Wochen meinte, einer alleinerziehenden Verkäuferin aus Aumetz könne nicht zugemutet werden, einen halben Sonntag auf Arbeit in Luxemburg und unterwegs dahin und von dort zu verbringen, begründete Frieden an Neujahr die künftig acht Stunden sonntags damit, dass die Zeiten sich nun mal geändert hätten. Online-Handel erlaube Einkaufen rund um die Uhr, und der Luxemburger Einzelhandel müsse „besser“ sein als der in Trier, Arlon und Thionville.

Luc Frieden hat recht, wenn er sagt, die Politik der CSV-DP-Regierung sei „kohärenter“ als die ihrer Vorgängerin. Sie entspricht seiner „Theorie“, wie er selber sagt, vom Primat der starken Wirtschaft. Wenn nicht alles täuscht, ist der Ausgang des Flügelkampfs innerhalb der CSV so offen nicht mehr. Als Luc Frieden am 16. März auch zum Parteipräsidenten gewählt wurde, stimmten von 400 Delegierten nur 15 dagegen.

Aber natürlich ist es heikel einzuräumen, die Volkspartei in eine „Patronatspartei“ zu verwandeln. Deshalb muss Luc Frieden Argumente finden, um einen Schritt wie die Ausweitung der Sonntagsarbeit nicht nur mit Standortpflege zu erklären, sondern auch als Reaktion auf komplexer gewordene Bedürfnisse der Beschäftigten: Die vielen „Patchwork-Familien“ brächten eine Vielfalt an Kinderbetreuungsmöglichkeiten mit sich. Das Fernsehpublikum sollte am Neujahrsabend verstehen, dass sonntags zu arbeiten organisatorisch leichter fallen könne als mittwochs etwa. Vielleicht verstand es das umso besser, als die Änderung vor allem Grenzpendler/innen betrifft.

Ein anderer Versuch, eine Art klassenlose Gesellschaft zu simulieren und so die CSV zu schützen, ist die „breite Konsultation“ zu den Renten. Denn die Regierung weiß offenbar schon, was sie will – wie sie es auch vor einem Jahr schon wusste. Luc Frieden nannte es bei *RTL* das „Capuccino-Modell“. Mit einem „Grondsaz vu Kaffi, doriwwer Schlagsan an doriwwer Schockela“. Zu diskutieren bleibe, wie hoch die „dezente Grundrente“, die Menge Kaffee in der Tasse, sein soll. Das süße Obenauf wären Zusatzversicherungen. Und nein, die seien „nicht nur“ ein Geschäft für die Versicherer. ●



„Wir folgen internationalen Megatrends“

IIII Interview: Peter Feist

Wohin steuert die Universität Luxemburg? Ein Gespräch mit ihrem Rektor Jens Kreisel

d’Land: Professor Kreisel, 21 Jahre alt wurde die Universität Luxemburg vergangenes Jahr. Damit ist sie auch nach den konservativsten Vorstellungen von Volljährigkeit erwachsen.

Jens Kreisel: Und sie hat einen ganz bemerkenswerten Weg hinter sich: vom Start-up zum Standortfaktor. Ich bin wirklich davon überzeugt, dass sie in den 21 Jahren mehr geschafft hat als jede andere Universität, die neu gegründet wurde. Sie konnte sich in vielen Themenbereichen international sehr gut positionieren und sich als Forschungsuniversität etablieren. Entgegen dem europäischen Trend ziehen wir noch immer viele Studenten an und schaffen es nach wie vor, tolle neue Studiengänge aufzubauen.

Inwiefern hat sie mehr geschafft als jede andere Universität, die neu gegründet wurde?

An einer Universität machen Personen den Unterschied. In Luxemburg wurden sehr gute Professoren eingestellt. Das geht auf Entscheidungen zurück, die zu treffen bereits unter Rektor Rolf Tarrach begonnen hatte. Man kann das objektivieren: Wir haben großen Erfolg bei EU-Forschungsprojekten, die hoch kompetitiv sind. Bei den sehr personenbezogenen Europa-Preisen, den *ERC Awards*, sind wir außerordentlich erfolgreich. Keine andere Universität in der Großregion kommt da in unsere Nähe. Und: Wir haben im Moment tausend Doktoranden. Das will etwas heißen. Die müssen alle Lust haben, hierher zu kommen, sie werden angezogen durch Exzellenz. Durch die Universität natürlich auch, aber vor allem durch die Exzellenz einzelner Personen. Doktoranden gehen zu bestimmten Professoren.

Wie gut verankert ist die international erfolgreiche Uni hier im Land?

70 Prozent unserer Studierenden, vielleicht sogar ein bisschen mehr, bleiben in Luxemburg. Das schafft Verankerung. Ein zweiter Anker sind unsere Aktivitäten in Forschung und Innovation, die Zusammenarbeit mit Firmen, Gemeinden, Ministerien. Drittens nehmen wir an gesellschaftlichen Debatten teil und stoßen sie teilweise an. 2023 boten wir aus Anlass des 20. Gründungsjubiläums der Uni 20 öffentliche Vorträge an. Das war spannend. Auch für uns, weil wir sahen, welche Themen besonders interessieren.

Welche Themen sind das?

Wir haben ein bisschen alles ausprobiert, auch alle Sprachen. Mal boten wir Vorträge auf Luxemburgisch an, mal auf Deutsch, auf Französisch oder Englisch. Traditionell ziehen Themen stark an, die mit der Gesundheit zu tun haben, denn das betrifft die Leute. Ebenfalls großes Interesse besteht an Fragen der Ungleichheit und an Geschichte. Vorträge zur künstlichen Intelligenz waren auch sehr gut besucht.

Sie haben gesagt, für eine Uni sind die Professoren besonders wichtig. Wenn im luxemburgischen Sprachgebrauch von *Proffs* die Rede ist, sind nach wie vor *Lycéesproffs* gemeint, nicht *Unisproffs*. Meinen Sie, dass dieser Berufsstand besonders gepflegt werden muss und dass Luxemburg eine Art akademische Bourgeoisie braucht?

Akademische Bourgeoisie kann man sehr unterschiedlich bewerten.

Ja, aber braucht eine Uni einen Anker über die Professoren? Vermutlich hat das keinen Einfluss darauf, wie an ihr gelehrt und geforscht wird, aber auf ihre Akzeptanz in der Gesellschaft.

Der Begriff „Professor“ wird von Land zu Land verschieden gebraucht. Ich habe 16 Jahre in Frankreich gelebt, dort sind die *enseignants* auch *professeurs*. Ich bin damit groß geworden, dass es *professeurs* gibt und *professeurs d’université*. Als Rektor habe ich auf jeden Fall das Gefühl, dass der Uni viel Respekt entgegengebracht wird. Ehe ich vor zwei Jahren Rektor wurde, war ich vier Jahre Vizerektor für Forschung und hatte dasselbe Gefühl. Unsere Meinung ist etwas wert, uns wird zugehört. Dass unsere Professoren mehr Respekt brauchen, glaube ich nicht, und habe auch noch nie einen sagen hören: „Wir sind in der Gesellschaft hier nicht anerkannt.“ Was in Luxemburg noch stärker werden kann und werden sollte, ist die Wissenskultur. Eine Universität entwickelt Kraft, wenn nicht nur ein Professor sich zu einem Thema äußert, sondern zwei, drei oder noch mehr. Kürzlich hatten wir einen Vortrag zum Thema *fake news*. Dazu hat ein Professor aus der historisch-kulturellen Perspektive berichtet, ein zweiter aus der medienrechtlichen. Das war hochinteressant. Die Zuhörer fanden das auch, meine ich, denn die Professoren debattierten zum Teil miteinander. Da hatte man das Gefühl: Das ist eine Universität! Wir haben heute 300 Professoren. Größere Universitäten haben natürlich mehr. Wissen in die Gesellschaft zu tragen, ist ein Prozess, der Zeit braucht.

Kann die Uni das besonders fördern? Vielleicht indem sie versucht, Luxemburger als Professoren zu gewinnen?

Wir gewinnen schon mal recht viele Luxemburger Studenten. Über alle Studiengänge sind etwa 40 Prozent der Studenten Luxemburger. Rund 20 Prozent aller Luxemburger, die ein Studium aufnehmen, tun es bei uns. 80 Prozent gehen ins Ausland. Ob das viel ist oder wenig, kann man diskutieren. Für mich ist eher wichtig, dass wir nicht aufhören, rauszugehen in die Gesellschaft, und weitermachen mit unseren Seminaren und Konferenzen. Unsere luxemburgischen Professoren spielen hier eine besondere Rolle. Statt einer akademischen Bourgeoisie würde ich ein akademisches Ökosystem fördern wollen. Es geht ja darum, Wissen zu teilen.

Die Uni hat ihr Ausbildungsangebot kontinuierlich gesteigert...

... auf derzeit 23 Bachelor- und 47 Master-Studiengänge. Plus drei Doktorandenschulen. Die Bachelors sind häufig eher disziplingetrieben, bei den Masters geschieht eine Auffächerung. Wir haben zum Beispiel einen Bachelor in Computerwissenschaften, anschließend einen Master in Computerwissenschaften, aber auch einen in *Data Science*, einen in Cybersicherheit und einen im *High performance computing*. Hier folgen wir dem Arbeitsmarkt und internationalen Megatrends.

Wie entwickelt die Uni dieses Angebot? Als einzige öffentliche Universität des Landes und bei gleichzeitig wachsendem Bedarf an „Talenten“?

[...]

Jens Kreisel ist seit 1. Januar 2023 Rektor der Uni Luxemburg. Ab September 2018 war er Vizerektor für Forschung

Sven Becker

[Fortsetzung von Seite 3]

Zunächst mal nehmen wir unsere Rolle als Talentschmiede an. Ich hatte vorhin gesagt, dass wir uns bemühen, sehr gute Professoren anzuziehen. Mit originellen Studienrichtungen wollen wir Studenten anziehen. Wir haben zum Beispiel ein neues Master-Studium in *Public History* eingerichtet. Das gibt es nirgendwo sonst in Europa. Wenn ich das sage, schließt sich natürlich die Frage an: Wohin gehen die Studenten nach dem Abschluss? Wir stellen fest, dass etwa 70 Prozent unserer Studenten, obwohl sie bei weitem nicht alle aus Luxemburg kommen, in Luxemburg bleiben. Das ist ein extrem hoher Anteil und stärkt Luxemburg.

Ist die Ausbildung in allen Studiengängen so personalisiert, wie die Uni für sich wirbt? 300 Professoren auf 6 000 Studenten ergibt ein Verhältnis von eins zu zwanzig, aber ist das überall so?

Unsere Lehre ist nach wie vor sehr personalisiert, wenngleich die Vorlesungen verschieden groß sind. Es gibt auch sehr große, in Jura und Wirtschaft zum Beispiel oder auch in der Psychologie. Tatsächlich kommen jetzt Fragen auf wie: Was ist eine gute Zahl von Ausbildungsrichtungen in Bachelor und Master? Wie gehen wir weiter? Bauen wir etwas Neues auf? Diese Fragen stellen sich nach 20 Jahren Uni in dieser Deutlichkeit zum ersten Mal. Dieses Jahr werden wir sie mit unserem neuen Vize rektor für akademische und studentische Angelegenheiten, Professor Philippe Hiligsmann, intensiv erörtern.

Gibt es Studienrichtungen, die weniger beliebt sind als noch vor fünf Jahren, für die aber die Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt nach wie vor groß ist?

Diese Dynamiken sind hierzulande ähnlich wie Frankreich und Deutschland. Allgemein hat bei den Studenten das Interesse an Humanwissenschaften nachgelassen, an traditionellen Ingenieurfächern wie Maschinenbau und Elektrotechnik auch. Dagegen stehen die Computerwissenschaften mit all ihren digitalen Ausprägungen hoch im Kurs. Ebenso die Gesundheitsberufe, nicht nur Medizin, sondern auch Pflegeberufe, Psychologie und neue interdisziplinäre Berufe, wie digitale Gesundheit.

Wie geht die Uni mit solchen Dynamiken um? Ich nehme an, dass zum Beispiel an Maschinenbau- und Elektroingenieuren nach wie vor Bedarf besteht.

Er besteht definitiv. Es ist einfach so, dass die heutige Generation momentan – das wechselt gerne mal innerhalb von fünf Jahren – daran weniger interessiert ist. In Luxemburg haben wir in diesen Bereichen noch immer stabile Studierendenzahlen. In Deutschland sind sie in den letzten zehn Jahren um 50 Prozent abgesackt. Deutschland wird die Ingenieure aber brauchen. Dann kommen sie vielleicht nicht mehr nach Luxemburg, woraus für uns folgt, dass wir uns um uns selber kümmern müssen. Deshalb bin ich sehr froh, dass der Trend bei uns nicht negativ ist.

Müsste die Uni ihre Ausbildungskapazitäten steigern?

Wir können mehr Studenten aufnehmen. Unsere Infrastrukturen geben das her, das Professoren-Studenten-Verhältnis von eins zu zwanzig auch. Bei der Anstellung von Professoren bleiben wir dynamisch. Wir wollen aber organisch wachsen. Wir wollen nicht von heute auf morgen eine Universität mit 10 000 Studierenden sein, aber wachsen wollen wir. Wahrscheinlich wird das vor allem über neue Themengebiete passieren. Unser Medizinstudium zieht sehr stark an, die Pflegeberufe, Psychologie, Jura und die Ausbildung im Datenbereich ebenso.

Wie funktioniert die Anziehung über die Professoren? Dass sie für Doktoranden existiert, haben Sie schon erwähnt. Für die darunter liegenden Studien auch?

Für Doktoranden zieht der Name von Professoren, ganz klar. Bei den Master-Studenten beginnt das, weil sie im Bachelor erfahren haben, dass Professoren einen Unterschied machen. Im Bachelor-Bereich spielt der Name der Professoren aber eine weniger große Rolle. Da gewinnen wir auch mehr Studenten aus Luxemburg und der Großregion. Im Master geht es deutlich breiter nach Gesamt-europa und in nichteuropäische Länder. Zum Doktorat ziehen wir ganz massiv auch Nichteuropäer an. Da haben wir internationale Strahlkraft.

Tausend Doktoranden sind eine Menge, nicht wahr?

Vor allem, wenn man sie zu unseren 2 000 Master-Studenten ins Verhältnis setzt. So eine Relation findet man in

Europa an Unis wie Oxford und Cambridge oder an der ETH Zürich. Wenn es große Augen gibt, wenn ich unsere Universität im Ausland vorstelle, dann bei der Erwähnung der tausend Doktoranden. Das ist eine enorme Schlagkraft für Forschung und Innovation.

Der Medizinstudiengang soll vom Bachelor zum Master erweitert werden. Als vor knapp 15 Jahren die Konzeption des Bachelors begann, wurde gesagt, eine regelrechte medizinische Fakultät wäre für die Uni zu groß. Denn das würde bedeuten, „eine Professoren-stelle pro Organ“. Die Alternative sollte eine *Medical School* in Zusammenarbeit mit den Krankenhäusern sein, deren Ärzte an der Lehre teilnehmen würden. Wie wird das an der Uni heute gesehen? Der drohende Ärztemangel scheint mittlerweile so groß zu sein, dass Luxemburg nicht umhin käme, über den Master hinaus noch mehr Spezialisierungen zum Facharzt anzubieten. Geht der Weg vielleicht doch in Richtung einer medizinischen Fakultät?

Wenn es um Medizin und Gesundheit geht, muss man fragen, was Luxemburg in 20 Jahren braucht. Ein Teil der Antwort lautet, dass Medizin immer auch eine lokale Disziplin ist. Der zweite Punkt, der mir wichtig erscheint: Man kann keine Medizinfakultät oder eine große Medizinstruktur allein aus der Universität heraus aufsetzen. Das ist undenkbar. Die Uni kann entscheiden, sich in Bereichen wie Datenwissenschaften zu orientieren oder in Jura. In der Medizin aber sind der Kostenpunkt und die notwendige Zusammenarbeit zwischen Uni und Kliniken so bedeutsam, dass das eine Entscheidung des Landes sein muss. Also eine eminent politische. Die Universität kann aber Voraussetzungen schaffen, dass bestimmte Entscheidungen gefällt werden können. Im Vergleich zu vor ein paar Jahren sind wir jetzt in einer anderen Situation. Die ersten Bachelor-Studiengänge sind abgeschlossen. Wir wissen, dass es unseren Absolventen an den Universitäten, an denen sie ihre Studien fortsetzen, gut geht. Sie kommen gut mit den anderen Studenten mit, demnach haben wir sie gut ausgebildet. Das ist keineswegs trivial. Darauf sind wir mit all unseren Lehrenden ziemlich stolz.

Sie drücken sich recht diplomatisch aus.

Medizin ist, wie gesagt, keine Entscheidung der Universität allein. Wir haben für einen Master-Studiengang die Basis gelegt, und er wird kommen. Das steht ja auch im Regierungsprogramm. Die Frage ist, wann er kommt. Aber dann geht es nicht mehr um die vorklinische Ausbildung, sondern um die klinische. Die können wir nur gemeinsam mit den Krankenhäusern machen. Das ist der Riesenunterschied gegenüber allen anderen Studienfächern. Da muss das ganze Ökosystem stimmen. Wir sind in sehr guten Gesprächen mit allen Akteuren, den großen Krankenhäusern, den Verbänden, dem Pflegebereich. Alle finden, dass wir den nächsten Schritt wagen müssen. Jetzt ist die Frage: Wie groß wagen wir ihn?

Wie sieht die Universität das?

Wir müssen realistisch und ambitioniert zugleich sein. Die Ambition ist, das Vorhaben nicht nur auf Medizin zu beschränken, sondern Pflegeberufe, Psychologie und Psychotherapie, *Life Sciences* und Biotechnologie einzubeziehen. Da geht es eher um eine große Gesundheitsstruktur, nicht nur um Medizin. Luxemburg braucht in all diesen Berufen Fachkräfte. Das ist das Eine. Nichtsdestotrotz gibt es in der Medizin etwa 50 Spezialisierungen, von der Inneren Medizin über die Kardiologie bis hin zur Orthopä-

„Allgemein hat bei den Studenten das Interesse an Humanwissenschaften nachgelassen, an traditionellen Ingenieurfächern wie Maschinenbau und Elektrotechnik auch“

die. Wir machen heute drei: Allgemeinmedizin, Onkologie und Neurologie. Man muss die Ambition haben, mehr zu machen. Wir werden definitiv nicht alle 50 machen, auch nicht in 20 Jahren. Aber man könnte sagen, wir wollen in 20 Jahren 15 oder 20 Spezialisierungen anbieten.

Vielleicht die, in denen der Ärztemangel besonders groß zu werden droht?

Oder in denen es die meisten Krankheitsbilder gibt. Wir wissen ja, dass in einer alternden Bevölkerung bestimmte Krankheitsbilder verstärkt auftreten. Und es gibt Bereiche der Akutmedizin, die abgesichert werden müssen, weil man nicht drei Stunden Zeit hat, die Patienten ins Ausland zu bringen. Zu guter Letzt heißt Gesundheit auch Spitzenforschung. Das muss zusammen gedacht werden. Deshalb gehen wir, wenn wir mit den Akteuren sprechen, über die Ambition einer *Medical School* weit hinaus. Wir haben hervorragende Forscher, werden jetzt noch stärker einstellen können und auch müssen.

Als das Nachdenken über einen Medizin-Bachelor begann, ging an anderen Bereichen der Uni die Sorge um, die Medizinforschung werde so viele Mittel absorbieren, dass für die anderen nicht mehr viel bliebe. Was antworten Sie auf solche Befürchtungen?

Zum Aufbau der Ausbildung in den Pflegeberufen und der Medizin hat die Uni eine extra Finanzierung erhalten. Das wird so bleiben. Was die Forschung angeht, gibt es an den meisten Universitäten mit starker Medizin- und Gesundheitsausbildung eine Art finanziellen Firewall, um zu garantieren, dass alle Bereiche der Uni sich weiterentwickeln. Das ist ganz typisch und ich unterstütze das. Wir haben uns das an mehreren Universitäten angeschaut. Ich selber war vor ein paar Monaten in Gent, einer ganz tollen medizinischen Universität. Wir haben mit Bonn gesprochen, mit Freiburg gesprochen. Dort wird dafür gesorgt, dass der Ausbau anderer Gebiete natürlich nicht darunter leidet, dass es Medizin gibt. Ich sehe da keine Gefahr.

Im März wird die Uni ihr fünftes Interdisziplinäres Forschungszentrum einweihen, das Luxembourg Centre for Socio-Environmental Systems (LCSE). Wozu sind die Interdisziplinären Zentren gut? Die drei Fakultäten forschen auch disziplinenübergreifend.

An Fakultäten und Interdisziplinären Zentren sind die Aufgaben verschieden gewichtet. Lehre und Forschung machen sie alle. Auch um den „Impakt“ kümmern sich alle, also darum, wie unser Wissen in die Gesellschaft gelangt. Das reicht vom Technologietransfer bis hin zu öffentlichen Seminaren. Lehre, Forschung und Impakt sind laut Universitätsgesetz unsere drei Missionen. An den Fakultäten sind Lehre und Forschung besonders stark gewichtet. Die Interdisziplinären Zentren dagegen legen einen besonderen Akzent auf die Forschung und die Zusammenarbeit mit Stakeholdern. Weil wir Fakultäten und Interdisziplinäre Zentren haben, können wir unsere drei Missionen exzellent erfüllen. Wir nehmen die drei Missionen gleichermaßen ernst, so wie es die besten Forschungsuniversitäten der Welt tun.

Ist das LCSE die erste Zentrumsgründung aus der Uni selber? Das Zentrum SNT mit Orientierung auf IT im weiten Sinne entstand 2009 auf Wunsch der Industrie. Im selben Jahr ging das Luxembourg Centre for Systems Biomedicine (LCSB) aus der 2008 vom damaligen Wirtschaftsminister initiierten Biotech-Partnerschaft mit US-Einrichtungen hervor. Das Centre for Contemporary and Digital History (C2DH) sollte auf Regierungsbeschluss dem Centre virtuel de la connaissance sur l'Europe ein Zuhause geben. Im Centre for European Law ging vor einem Jahr das frühere Max-Planck-Institut für EU-Recht auf...

... und schon diesem lag eine Initiative der Universität zugrunde. Es gab keine Anfrage an uns, ein Luxembourg Centre for European Law zu schaffen. Es ging um die Integration des früheren Max-Planck-Instituts, das stimmt. Aber wir entschieden, wie und zu welchem Thema dieses Interdisziplinäre Zentrum gegründet wurde. Beim LCSE ist das noch mehr der Fall. Dieses Institut soll Signalwirkung haben.

Inwiefern?

Bereits die ersten drei Zentren SNT, LCSB und C2DH setzten Signale. Ihre Gründungen hatten ihre Vorgeschichten, signalisiert wurde jedoch, welche Forschungsschwerpunkte die Universität hat. Es ging auch darum, besonders gute Experten anzuziehen, gerade für die Leitungspositionen. Wahrscheinlich wären die Gründungsdirektoren von SNT und LCSB, Björn Ottersten und Rudi Balling,



Jens Kreisel in
seinem Büro in
der Maison du
Savoir in Belval

Sven Becker

nicht an einer normalen Professur interessiert gewesen. Beim LCSE steckt die Signalwirkung in jedem einzelnen Wort des Zentrumsnamens. Zum einen setzen wir einen neuen Schwerpunkt in Umweltwissenschaften. Die gibt es an der Uni schon, aber nicht so stark. Zum anderen soll Umwelt systemisch betrachtet werden. Mit Fragen wie etwa: Was macht die Umweltverschmutzung mit unserer Gesundheit? Wie begleitet man die Klimatransition finanziell? Mit welchen Mitteln? Welche psychologischen Mechanismen sorgen dafür, dass Menschen für bestimmte technologische Steuerungen offener sind als für andere? Wir werden den neuen Schwerpunkt in Zusammenarbeit mit allen Fakultäten und allen schon bestehenden Zentren verankern. Wahrscheinlich wird das LCSE das interdisziplinärste Zentrum der Universität.

Die Fragen, die Sie eben genannt haben, sind alle bezogen auf Anwendung und Politikberatung. Sie haben nichts zu tun mit disziplinärer Grundlagenforschung, die eine Uni aber braucht. Kommt mehr Interdisziplinarität der Disziplinarität irgendwann ins Gehege?

Herausforderungen wie die digitale Transformation, schwindende natürliche Ressourcen, der Klimawandel, eine alternde Gesellschaft, unsere Demokratie oder soziale Ungleichheiten sind so vielschichtig und komplex, dass sie neben fachspezifischer Expertise auch interdisziplinäre Ansätze erfordern, um ihnen zu begegnen. Interdisziplinarität soll Disziplinarität also ergänzen, wir stellen nicht die eine gegen die andere. Häufig ist Interdisziplinarität gar nicht einfach zu motivieren und zu organisieren. Mir als Rektor ist wichtig, dass die Uni sich stärker interdisziplinär ausrichtet. Wir haben strategisch entschieden, uns mit den großen Megatrends zu beschäftigen, und haben daraus drei prioritäre Bereiche abgeleitet: Gesundheit, digitale Transformation und Nachhaltigkeit. Früher waren die Prioritäten der Uni eher disziplinär geprägt. Das war wichtig, die Uni musste sich definieren. Aber in der Universitätsgemeinschaft sagten damals manche: „Wir sind keine Priorität, also sind wir wohl nichts wert.“ Die drei großen prioritären Bereiche erlauben es, alle mitzunehmen und die großen Fragen der Zeit anzugehen.

Noch als Vizerektor für Forschung hatten Sie 2020 das Institute for Advanced Studies initiiert. Wozu dient das IAS? An einer Universität muss ja eigentlich alles „advanced“ sein.

Das IAS soll für noch mehr Zusammenarbeit sorgen und über die Fakultäten und die Interdisziplinären Zentren hinweg die letzten Barrieren überwinden helfen. Das IAS ruft regelmäßig dazu auf, Forschungsprojekte zur Förderung einzureichen, und sagt: Wir bieten 500 000 Euro für drei oder vier Jahre, vorausgesetzt, es finden Kollegen aus unterschiedlichen Fachgebieten zusammen, mindestens zwei. Das funktioniert gut, und zwar *bottom-up*, wir machen dazu nichts Strukturierendes. Da werden hochinteressante Ideen eingereicht. Werden sie von einem internationalen Expertenkomitee akzeptiert, schließt die Finanzierung auch Doktoranden- und Postdoktoranden-Stellen ein. Und: Wenn ich über die Universität im Ausland spreche, dann ist nach der Zahl unserer Doktoranden der zweite Punkt, der Aufsehen erregt, unser hohes Maß an Interdisziplinarität. ●

B L O G



MOBILITÄT

Mir paken dat!

Als 2024 zu Ende ging, war der Anteil von Elektro-Autos am PKW-Bestand bei 6,95 Prozent angelangt. Dennoch hält die Regierung am Ziel ihrer Vorgängerin fest, ihn bis 2030 auf 49 Prozent zu bringen. Das erklärten Mobilitätsministerin Yuriko Backes und Energieminister Lex Delles (beide DP) am Silvestertag auf eine parlamentarische Anfrage der LSAP-Fraktion. Dass für Dienstwagen, die auch privat genutzt werden, die niedrige Besteuerung bis Ende 2026 verlängert wurde, werde helfen, „sich dem Ziel zu nähern“. Laut den von Delles und Backes mitgelieferten Zahlen stellen Batterie-PKW im Besitz von Betrieben mit

18 798 Stück mehr als die Hälfte der 32 062 Ende 2024 insgesamt gezählten Autos in dieser Kategorie. Ihr Anteil wuchs auch besonders stark: von 2,6 Prozent im Januar 2021 auf nun 18,3 Prozent. Bei den PKW im Besitz von Privatpersonen stieg er im selben Zeitraum von 0,6 auf 3,7 Prozent. Der relativ schwache Zuwachs habe aber, so Backes und Delles, auch damit zu tun, dass bei Privatleuten das Leasing von Elektro-Autos „immer populärer“ werde. Die werden dann als Firmenwagen gezählt (Foto: sb). ^{PF}

PERSONALIE

Jean Hoss,

cofondateur en 1964 de l'étude Elvinger Hoss Prussen (EHP) est décédé. Avec son associé André Elvinger (de huit ans son aîné) il avait réussi à construire l'un des principaux cabinets d'affaires du Luxembourg (rivalisé seulement par Arendt & Medernach). Dès

1968, Elvinger et Hoss réussissent à faire bénéficier les sociétés d'investissement du régime favorable accordé aux holdings, posant ainsi l'un des jalons de l'industrie des fonds sur lequel EHP et Arendt maintiendront longtemps un quasi-monopole. L'historien Benoît Majerus souligne le « capital bureaucratique » qui permettait à EHP de façonner la législation. Et de citer Steve Cormack, qui avait installé l'ancêtre de KPMG au Luxembourg : « If you wanted to get something done, you went to them and if there wasn't a law they would have a law made. They were very clever guys, very well connected. » L'extension d'EHP s'inscrit jusque dans le territoire : C'est quasiment toute la place Winston Churchill qui est aujourd'hui entre les mains du cabinet d'affaires. Les avis mortuaires parus à la fin de l'année permettent de mesurer la position centrale qu'occupait Jean Hoss dans le milieu économique. La Fondation André Losch rappelle que c'était lui qui avait « eu la lucidité et la vision d'encourager la

création de notre Fondation », tandis que la Banque de Luxembourg évoque « un homme d'une rare carrure, empreint d'humanisme et d'engagement ». Son influence s'exerçait également dans le milieu culturel. Dans les années 2000, Jean Hoss cumulait ainsi la présidence de la Philharmonie et la vice-présidence du Mudam. Trois de ses quatre enfants sont associés chez EHP, où la génération des petits-enfants fait peu à peu son entrée. ^{BT}

GESUNDHEIT

„Zu teures System“

Hier sei hoffentlich nicht beabsichtigt, privaten Akteuren Konkurrenz zu machen, fragt die Handelskammer in ihrem sehr kritischen Gutachten zu dem Gesetzentwurf, der eine Centrale nationale d'achat et de logistique (Cnal) schaffen soll. Die öffentliche Einrichtung soll für Spitäler, Altenheime, das CGDIS sowie für das Luxembourg Institute of

Health und das Laboratoire national de Santé Medikamente und medizinische Produkte gebündelt einkaufen, sie lagern und weiter verteilen. Der Handelskammer wäre lieber, die Cnal würde nur die nationale Reserve verwalten, von der während der Covid-Pandemie viel die Rede war (Foto: Archiv Anthony Dehez).

Die Konzeption der Centrale nationale begann noch unter der vorigen Regierung. Im Juni 2023 stellte die damalige LSAP-Gesundheitsministerin Paulette Lenert sie vor. Den Cnal-Gesetzentwurf reichte Nachfolgerin Martine Deprez (CSV) vor sieben Monaten im Parlament ein. Die Handelskammer scheint daran besonders der Aspekt „Logistik“ zu stören, denn zumindest der Einkauf von Medikamenten für die Spitäler ist bereits stark zentralisiert. Die geplante Logistik hätte auf jeden Fall ihren Kostenpunkt: Laut dem Finanzbogen zum Gesetzentwurf wird er für Bau und Ausstattung einer Halle auf dem früheren WSA-Gelände in Sanem auf 88 Millionen Euro geschätzt, davon 14 Millionen Euro für „Robotisierung“. Das sei womöglich zu wenig für eine derart „delikate Funktion“, so die Handelskammer. Da die Zentrale zur Deckung ihrer jährlichen Funktionskosten von vielleicht 16 Millionen Euro eine Marge auf die von ihr verteilten Produkte aufschlagen soll, könne ein „zu teures System“ drohen. Auch weil die Cnal wohl einem Kollektivvertrag angeschlossen werde. Für die schon bestehenden Grossisten gibt es keinen. ^{PF}

Pid für (fast) alle

Das elektronische *Païement immédiat direct* (Pid) wird im Sommer obligatorisch. Das haben Ärztesverband AMMD und CNS in einer Änderung der Konventionen für die Ärzte und Zahnärzte vereinbart. Vor dem 1. Januar 1965 geborene Mediziner/innen können eine Ausnahme beantragen und weiter Rechnungen auf Papier ausstellen, die Patient/innen an die CNS schicken. Zurzeit ist das Pid fakultativ. Die Änderungen an den Konventionen wurden am 31. Dezember im *Journal officiel* veröffentlicht, sechs Monate später treten sie in Kraft. Demnach wäre zum 1. Juli mit einem Schub an Digitalisierung zu rechnen. ^{PF}

D'LAND

Éditions d'Letzeburger Land

En conformité avec l'article 66 de la loi du 8 juin 2004 sur la liberté d'expression dans les médias, les Éditions d'Letzeburger Land s.à r.l. informent leurs lecteurs de la structure de leur capital et de leur administration.

Actionnariat :

Fondation d'Letzeburger Land (100 pour cent) ;

Conseil d'administration :

Stephan Kinsch, président, Georges Bock, Cynthia Kinsch, Maria Pietrangeli, administrateurs ;

Gestion journalière :

Stephan Kinsch, gérant.

Trounwiessel le 3 octobre

Au cours d'un discours de Noël prononcé « avec une émotion particulière » parce qu'étant le dernier « en tant que chef de l'État », le Grand-Duc a révélé la date de passation de pouvoir à Guillaume : le 3 octobre 2025. Plutôt que de célébrer les 25 ans de règne d'Henri (des célébrations qui seront anticipées à la fin du mois de juin), le pays fêtera alors l'avènement de son nouveau souverain. Le calendrier s'est considérablement accéléré ces derniers mois, le Grand-Duc ayant créé la surprise lors de la fête nationale en désignant son fils aîné Lieutenant-représentant. La lieutenance de Guillaume a officiellement débuté le 9 octobre et s'achèvera moins de douze mois plus tard, moins longtemps que celle de son grand-père Jean (plus de trois ans) et de son père Henri (plus de deux ans). Lors de son allocution télévisée à la veille de Noël, le Grand-Duc a très rapidement brossé un quart de siècle de règne et a

notamment insisté sur « l'attention particulière » accordée « à la diversité de notre population, à la nécessité du vivre-ensemble, mais aussi à la durabilité dans tous les domaines de notre société, pour laisser à nos enfants un pays plus sain ». Après un « grand merci » inclusif, il a manifesté le besoin de transmettre le relais à la « prochaine génération » : « Pour la plupart des concitoyens de ma génération, le moment est désormais venu de prendre du recul, de se retirer », a justifié le monarque, lequel fêtera son 70^e anniversaire le 16 avril prochain.

Interrogé mercredi soir sur RTL-Télé sur un éventuel jour chômé le 3 octobre prochain, le Premier ministre, Luc Frieden (CSV) a répondu vouloir consulter la Cour (qui a une nouvelle maréchale depuis le 1^{er} janvier en la personne de Sasha Baillie) et le gouvernement pour « voir ce que l'on peut faire » pour que cet événement soit « une fête populaire ». ^{PSO}



Camarade Cano

IIII Bernard Thomas

Portrait d'un jeune social-démocrate passé par le cabinet Brunswick

Pour un socialiste luxembourgeois, Olivier Cano (25 ans) présente un profil plutôt atypique. Fraîchement diplômé de Sciences Po Paris, il a travaillé pendant une année et demie chez Brunswick, le groupe international de communication stratégique. Cano y est rapidement repéré par Pascal Saint-Amans. L'ancien « Monsieur Fiscalité » de l'OCDE l'embauche dans sa nouvelle boîte, aussi sélecte que discrète, qui conseille des paradis fiscaux soucieux de s'afficher « fully compliant ». Durant la campagne des européennes, Olivier Cano prend un congé sans solde, et s'improvise assistant personnel du *Spitzenkandidat* socialiste Nicolas Schmit. On le revoit fin novembre devant la notabilité patronale, invité comme un des « keynote speakers » pour les dix ans du *think tank* Idea. Quatre mois plus tôt, au congrès du LSAP, il s'est fait élire au comité directeur du LSAP. Composé de 21 membres, pour la plupart nés dans les années 1990, celui-ci se réunit toutes les six semaines. Même si, face aux mandataires élus, les instances officielles des partis jouent généralement les seconds rôles, Olivier Cano y voit « une plateforme pour présenter [s]es idées ».

Olivier Cano habite toujours en colocation dans le 15^e arrondissement parisien. Alors qu'il vit depuis six ans en France, il ne s'y est pas engagé politiquement ; sa charge de travail universitaire puis professionnelle ne lui en aurait pas laissé le temps, dit-il, ajoutant : « Ech schaffe gären, a gäre vill ». Depuis Paris, Olivier Cano s'active aujourd'hui dans les coulisses du LSAP, rédigeant des questions parlementaires, participant à des groupes de travail, signant des textes pour la Fondation Robert Krieps, se faisant peu à peu un nom. Il est « beaucoup sollicité en interne », confirme Liz Braz, la *shooting star* socialiste, avec laquelle Cano vient de co-signer plusieurs tribunes. Les deux vingtenaires disent s'apprécier : « Liz et moi, on est sur la même longueur d'onde, même si on n'est pas toujours du même avis », explique Cano. La députée néophyte (dont les percées électorales ont généré une certaine méfiance au sein du LSAP) le décrit comme « mega-fläisseg ». Elle partagerait avec Cano une « vision plus moderne de la social-démocratie », une dénomination qu'elle dit préférer à celle de « socialiste ».

Olivier Cano dit « ne pas croire » à la ligne de partage gauche-droite. La composante « idéologique », il la laisserait volontiers à « la gauche radicale » : « La lutte des classes, je m'y identifie peu ». Chez Brunswick, il se serait rendu compte que la plupart des PDG « essaient de faire de leur mieux ». Au dernier congrès du LSAP, Olivier Cano a lancé un appel pour faire du LSAP une « Premierspartei », c'est-à-dire gagner les élections au centre. Pourtant, sur la question écologique, il se distingue clairement de son parti par des positions étonnamment tranchantes. Opérant depuis un cadre de références français, il semble en avance sur son parti (ou plutôt de gauche de celui-ci).

Au printemps 2023, la Fondation Robert Krieps a publié *Next Generation*, un livre dans lequel les jeunes loups socialistes pouvaient se présenter au public. De nombreuses contributions se lisent comme des dissertations fastidieuses de *Proseminar* ou de TD. Celle de Cano se démarque. Elle place au centre la notion de « sobriété ». Celle-ci s'imposerait « à court terme », en attendant que des « technologies propres » permettent le « découplage » de l'économie des émissions CO₂. « Chacun sera amené à changer ses habitudes » s'il veut respecter son budget de deux tonnes de CO₂ par an, préconise Cano. « Il faut donc volontairement renoncer à faire ses prochaines vacances aux Seychelles ou à Dubaï en avion, et plutôt découvrir le Schwarzwald et la Côte d'Azur en train ». Cano écrivait ce qu'aucun électeur luxembourgeois n'a envie d'entendre, critiquant en même temps les décideurs politiques faisant l'impasse sur le sujet de la sobriété : « Ils font preuve au mieux d'incompétence et au pire de malhonnêteté ». Trois mois plus tard, en juillet 2023, il porte une de ses propositions devant le congrès du LSAP, à savoir l'interdiction progressive de la location de passoires thermiques. Venus adouber leur *Spätzekandidatin* Paulette Lenert, les délégués socialistes s'y opposent. (Détail piquant : C'est Max Leners, un autre jeune du

parti, qui monte à la tribune pour argumenter contre la motion de Cano.) La mesure n'avait pourtant rien de révolutionnaire ; elle s'applique depuis ce mercredi en France. « Do ass nach Potenzial » : Cano choisit le registre diplomatique pour décrire le positionnement actuel de son parti LSAP en matière environnementale.

Quand on lui demande pourquoi il a adhéré au LSAP, il évoque « l'ascenseur social » qui aurait permis à sa famille de monter ; « une histoire luxembourgeoise standard ». Ses grands-parents, tant maternels que paternels, avaient immigré au Grand-Duché depuis l'Andalousie dans les années soixante. « Mes deux grands-mères travaillaient comme femmes de ménage, mes deux grands-pères sur les chantiers ». Olivier Cano a passé son adolescence à Moutfort, dans un cadre très classe moyenne. Sa mère travaille comme employée au siège de la BGL, tandis que son père est cadre chez Paul Wurth. (Il occupait le poste de *chief representative officer* à Moscou, avant de rentrer au pays suite à l'invasion de l'Ukraine.) À l'âge de huit ans, Olivier Cano se met à jouer au basket à Contern, occupant la position de *shooting guard*, réservée aux joueurs plus petits et

à élaborées sous sa propre direction. En parallèle à son activité chez Brunswick, Pascal Saint-Amans vient de créer une boîte de consultance qu'il a baptisée Saga (lisez : Saint-Amans Global Advisory). Olivier Cano en est un des deux employés. Saga conseille entre autres des paradis fiscaux des Caraïbes voulant se conformer aux nouvelles règles fiscales et cherchant à diversifier leur économie. (Le Luxembourg ne ferait pas partie des clients.)

C'est non sans ferveur qu'Olivier Cano prêche la bonne parole (qui est également le *sales pitch* de son patron) : « Le temps de l'optimisation fiscale agressive et jusqu'au-boutiste est terminé ». Le Luxembourg aurait tout à gagner à changer de « mindset » et à se positionner en « first mover ». « Embrace and shape » : Ce slogan, Cano le répète à plusieurs reprises durant l'entretien. « Si demain on veut rester une place financière importante, le b.a.-ba, c'est la réputation ! » Elle seule permettrait de constituer « un capital politique ». Les Pays-Bas l'auraient compris, Pierre Gramegna également. Or, estime Cano, l'actuel ministre des Finances, Gilles Roth (CSV), serait retombé dans « la voie de la facilité », le court-termisme et les réflexes de « push back ».

En 2021, lorsque Cano postulait pour Sciences Po, il demandait à Nicolas Schmit (qu'il connaissait à peine) de lui écrire une lettre de recommandation ; le commissaire européen rendait ce service au jeune camarade de parti. Trois ans plus tard, Schmit demandera une faveur à Cano, celle de l'assister durant la phase chaude de la campagne européenne. Durant le printemps 2024, Cano s'est donc retrouvé dans l'équipe restreinte du *Spitzenkandidat* socialiste, dont il était « l'homme à tout faire » : « J'étais tout le temps à côté de lui ». Pendant ces deux mois, il aurait appris à « anticiper et répondre en permanence aux besoins d'un haut personnage politique ». Entre les réunions, dans la voiture, dans l'avion ou à l'hôtel, il briefait le candidat sur les éléments de langage, qui, d'un pays à l'autre, étaient constamment adaptés. En fin de compte, les socialistes européens laisseront tomber Nicolas Schmit. Le septuagénaire se retrouvera sans portefeuille et avec une certaine amertume : « On a fait un résultat honorable. Mais ce résultat ne s'est reflété sur aucun plan », s'est-il plaint fin novembre sur *Radio 100,7*. Et d'appeler « [s]es amis sociaux-démocrates » à faire leur introspection.

Il y a un mois, Olivier Cano a remplacé une autre ex-commissaire européenne. Pour les dix ans d'Idea, Viviane Reding (CSV) avait initialement été prévue comme « keynote speaker ». La vétérane du CSV s'étant décommandée, le *think tank* patronal a opté pour le jeune socialiste, affilié à la Fondation Robert Krieps, mais labellisé Brunswick. Bref, iconoclaste, mais pas trop. Cano tiendra son rôle, provoquant gentiment l'audience en appelant à une augmentation de la dette et des impôts pour financer la transition énergétique. Il faudrait arrêter de « diaboliser la dette publique de façon systématique » : « Ce serait dommage de dire à nos enfants qu'on n'a pas atteint nos objectifs de décarbonation et d'adaptation, mais on a tenu la dette financière en-dessous des trente pour cent du PIB », s'est-il avancé, faisant un distinguo entre « de la bonne dette » qui a « un objet

très précis » et une dette « non maîtrisée » qui « finance l'opulence d'un État ».

Par sa formation et son profil technocratiques, Cano semble quasi-prédestiné à un poste de haut fonctionnaire. Beaucoup de ses camarades de promo occuperaient des postes dans des cabinets ministériels parisiens, glisse-t-il. Lui-même dit ne pas encore savoir s'il visera une carrière politique. Et d'ajouter qu'il n'en aurait « pas besoin ». Avant Cano, Max Leners avait tenté de se profiler comme intellectuel et électron libre. L'avocat avait fait preuve d'un certain panache publiciste, et réussi à occuper le sujet de la justice fiscale puis de la crise du logement. Atterrissant à la 17^e place de la liste Sud, son résultat aux législatives de 2023 s'est révélé décevant. Une année plus tard, sa tentative d'entrer au Conseil d'État tournera, elle aussi, court. Décidément, au LSAP, la voie royale vers un mandat national passe toujours par le communal et l'associatif (ou par le nom de famille). ●



Olivier Cano
devant le Café
Florence dans
le quartier
de la Gare

ZUFALLSGESPRÄCH
MIT DEM MANN IN DER EISENBAHN

Totem und Tabu

Finanzminister Gilles Roth hatte es im März angekündigt. Vor zwei Wochen bestätigte er im Parlament: „Mir wëllen eis och fir d’Zukunft een nationalen OMT ginn“ (18.12.24).

Das mittelfristige Haushaltsziel (Objectif à moyen terme, OMT) ist seit Jahrzehnten Teil des Stabilitätspakts der Europäischen Union. Seit dem Bankenkrach dient es als Totem. Schamanen mit Aktenkoffern zaubern fiktive Salden hervor aus „Produktionslücken“, „potenziellem BIP“, dem Bruttoinlandsprodukt im Rentenjahr 2070. Zur ökonomischen Disziplinierung der besitzlosen Klassen.

Politische Willkür wird mathematisch verbrämt: DP, LSAP und Grüne kündigten 2013 „un solde structurel des finances publiques d’au moins +0,5% du PIB“ an (Regierungsprogramm, S. 21). Um die Austerität ihres „Zukunftspak“ als unumgänglich darzustellen. Bei den Europawahlen 2014, dem Referendum 2015 protestierte die Wählerschaft. 2016 senkte die Regierung ihr Haushaltsziel auf ein Defizit von –0,5 Prozent. Ab 2020 erhöhte sie es wieder auf +0,5 Prozent. Bis zu den Covid-Schulden. Nun liegt es etwas albern bei null Prozent.

Dann überfiel der „Ennemi“ die Ukraine. Die Wirtschaft lahmte. Der Stabilitätspakt wurde zum Bumerang. Im Frühling beschlossen die EU-Regierungen seine Flexibilisierung. Als Kompromiss zwischen der deutschen Exportindustrie und ihren klammen Kunden. Das mittelfristige Haushaltsziel schafften sie ab.

Die CSV will sich nicht vom OMT trennen: „Dofir passe mir och eis Budgetsgesetzter un.“ Verspruch der Finanzminister. Er wolle die „Chamber nach am éischte Semester hei mat abannen“.

Der Conseil national des finances publiques (CNFP) schlägt vor, „d’adapter la méthodologie de calcul de l’OMT à des spécificités nationales“ (Haushaltsgutachten 2025, S. 44). Geplant ist ein nationales OMT. Im Insularismus des „Indice des prix à la consommation national“, des Modux- und Comlux-Bruttoinlandsprodukts, der nationalen Covid- und Arbeitslosenraten, der vier strukturellen Salden, des Rüstungsanteils am Bruttonationaleinkommen.

Die CSV sehnt sich zurück nach ihren besseren Jahren: Das nationale OMT soll die 1967 erfundene „Budgetnorm“ wiederbeleben. Als die magische Formel Wirtschaftswachstum + Inflationsrate + „Elastizitätsfaktor“ den stabilen „Werner-Frang“ ergab. Seine Stabilität war kurzlebig.

Das nationale OMT soll die politische Funktion der deutschen Schuldenbremse übernehmen. Zusammen mit dem Triple-A soll es technokratische Sachzwänge schaffen zur Umgehung von Parlament, Sozialpartnern.

Wenn die Staatsschuld tabu ist, die Unternehmensbesteuerung gesenkt wird, soll das OMT Einsparungen am Sozialstaat rechtfertigen. Etwa an den Renten: „[L]’OMT prend en effet en compte un tiers des coûts futurs estimés liés au vieillissement de la population.“ So der CNFP (ibid.). Pünktlich zur angekündigten Rentenreform soll es Rentenrechte wieder zu einer „impliziten Schuld“ erklären. Eine neue Rentenmauer vorrechnen.

2017 suchte die Zentralbank die „dépenses budgétaires liés au vieillissement“ im OMT. Doch „[l]e chiffre devant être inséré dans le tableau demeure confidentiel“ (Bulletin 2017/3, S. 208, 210). Das Geschäft der Schamanen ist das Mysterium.

Geplant sind weitere buchhalterische Kunststücke, in Berlin „Sondervermögen“ genannt, „telle que l’exclusion d’une partie des investissements du calcul du solde structurel“ (CNFP, ibid.). Um die expliziten Schulden für Rüstungsausgaben aus dem nationalen OMT herauszurechnen. So können sie ungestört weiter erhöht werden.

Derzeit droht die Steueroase, dem Staat zu viel einzubringen. Die Schamanen müssen Angst vor dem Ruf nach Umverteilung verbreiten. Mit dem OMT beschwören sie Fatzers Gespenster aus der Zukunft. ● ROMAIN HILGERT

TIMOTHÉE PARRIQUE ANTWORTET SERGE ALLEGREZZA

Degrowth-Streit

IIII Stéphanie Majerus

„Serge Allegrezza is back“, ärgerte sich Timothée Parrique am zweiten Weihnachtstag auf seinem Blog. Der ehemalige Stateg-Direktor Allegrezza nimmt in der aktuellen Ausgabe des Fedil-Magazins *Écho des entreprises* Bezug auf ein Rundtischgespräch zur Wachstumsfrage, bei dem er und der Makroökonom Parrique unterschiedliche Ansichten vertraten. Das Gespräch fand vor zwei Monaten auf Initiative des Nachhaltigkeitsrates im Athenum statt. Wie bereits während des Rundtischgesprächs betont Allegrezza auch im *Écho* erneut, dass wirtschaftliche Wachstumsraten mit einer gleichzeitigen Reduktion der Treibhausgasemissionen vereinbar seien – grünes Wachstum sei also möglich.

Der an der Universität Lausanne lehrende Timothée Parrique kritisiert Allegrezzas Fokus auf Treibhausgase: Was ist mit der Versauerung der Ozeane, dem Rückgang der Biodiversität, chemischen Verunreinigungen und Landverlusten? Umweltprobleme seien nicht auf den CO₂-Ausstoß zu reduzieren. Beständiges Wirtschaftswachstum sei zudem zwangsläufig mit einem kontinuierlichen Verbrauch von Energie, Mineralien und Wasser verbunden. Darüber hinaus wirft er den luxemburgischen Behörden vor, mit Berechnungen zu arbeiten, die den

Ressourcenverbrauch außerhalb der Landesgrenzen nicht berücksichtigen – so wie es im Plan national en matière d’énergie et de climat (Pnec) der Fall sei. Er bezweifelt zudem, dass der von Allegrezza beschriebene Kardinalweg der Entkopplung – entgegen dessen Behauptung – realistisch umsetzbar sei. Im jüngsten *Bend the Trend*-UN-Bericht sei festgehalten worden, dass sich „die Trends in der globalen Ressourcennutzung fortgesetzt oder beschleunigt“ hätten. Zwischen 2015 und 2023 sei keine „absolute Entkopplung der Umweltauswirkungen auf globaler Ebene“ erreicht worden.

Serge Allegrezza geht es jedoch nicht nur um ökonomisch-ökologische Fragen. Er wirft den Postwachstumstheoretikern vor, sozialpolitische Aspekte zu vernachlässigen: Postwachstumsbefürworter würden „den zauberhaften Traum einer harmonischen Gesellschaft“ hegen, doch die Schließung von Fabriken werde zwangsläufig zu handfesten Konflikten führen. „Wie wollen die Wachstumsgegner mit sozialer Prekarität umgehen?“, fragt Allegrezza. Darüber hinaus würden die Degrowth-Anhänger kaum darauf eingehen, wie die gewaltigen öffentlichen und privaten Investitionen finanziert werden sollen, die für

die Energietransformation erforderlich sind. Letztlich gebe es zwar mittlerweile eine Vielzahl an Degrowth-Studien, aber eine aktuelle Meta-Studie von Ivan Savin und Jeroen Van den Bergh habe gezeigt, dass die meisten dieser Untersuchungen gravierende Schwächen aufweisen würden.

Parrique wiederum winkt ab und beachtet die Studie von Savin und Van den Bergh nicht, da sie ihm zufolge „kritisiert und falsifiziert“ worden sei. Außerdem könne er Allegrezzas Analysen nicht ernst nehmen, da dieser nicht einmal in der Lage sei, den Titel einer zitierten Publikation richtig zu buchstabieren. Allegrezza spreche von *Planet4 all* statt *Earth for all*. Auf Instagram legte Parrique nach: „Wenn ich ihn nicht persönlich kennengelernt hätte, hätte ich nie geglaubt, dass Serge Allegrezza wirklich existiert. Nur ein Bot hätte eine so billige Kritik verfassen können.“ Einen Wortsalat, frei von jeglicher Originalität und belastbaren Zahlen, habe Allegrezza vorgelegt. Recht drastische Formulierungen für jemanden, der sich eine befriedete Gesellschaft wünscht. Allegrezza wiederum insinuiert, Parrique predige dogmatische Positionen von der Kanzel – und nennt ihn einen „Papst“, einen „feurigen“ Ökonomen. ●





Sven Becker

Jeu de dupes

IIII Pierre Sorlut

Sanctionner les intérêts économiques d’Israël reste un tabou pour la majorité politique. Or, de telles revendications se font entendre dans la société civile

« La réponse n’est clairement pas proportionnelle. (...) C’est un drame absolu ce qu’il se passe au Proche-Orient où nous ne pouvons pas frais grand-chose » Face à Caroline Mart pour la *Neijjoerschinterview* sur *RTL Télé* ce mercredi, le Premier ministre, Luc Frieden (CSV), regrette le sort dramatique réservé aux Gazaouis, rappelle « l’Ursprung » (on comprend l’attaque du Hamas le 7 octobre 2023 et la prise d’otages israéliens), mais jamais ne prononce le nom d’Israël dont le gouvernement et l’armée sont bien responsables dudit « drame » (90 pour cent de la population déplacée, démolition de quasiment toutes les infrastructures, morts par dizaines de milliers dont une majorité de femmes et d’enfants, famine, etc.). Le chef du gouvernement confirme en outre que le Luxembourg remplira ses devoirs de membre (fondateur) de la Cour pénale internationale (CPI) « si la situation se présente », c’est-à-dire qu’il livrera le Premier ministre israélien Benjamin Netanyahu, accusé de crimes de guerre et crimes contre l’humanité, mais dont le nom est tû.

Depuis un an, le gouvernement luxembourgeois présente le drame vécu par la population emprisonnée dans la bande de Gaza comme une transcendance contre laquelle aucune action ne serait possible. Or, viser les intérêts économiques d’Israël est vu par d’autres États comme une manière de contraindre Netanyahu et ses partenaires extrémistes à cesser leurs opérations destructrices. Mais seule une minorité de pays européens (notamment l’Irlande et l’Espagne) est aujourd’hui ouvertement favorable pour revoir l’accord d’association entre l’UE et Israël. Et le ministre luxembourgeois des Affaires étrangères, Xavier Bettel (DP), feint de regretter que la règle de l’unanimité soit requise en matière de mesures restrictives (ou sanctions) au Conseil européen. Alors le vœu d’exercer une pression sur les recettes d’Israël pour réduire ses ressources militaires reprend de la vigueur dans la société civile. Cela ne plaît pas à la majorité.

Le 12 novembre, la députée CSV Nathalie Morgenthaler a interrogé la ministre de la Justice, Elisabeth Margue (du même parti), sur la légalité des appels au boycott de supermarchés parce qu’ils vendraient « des dattes et des clémentines en provenance d’Israël ». Dans son interpellation, la députée du Sud

Le Premier ministre parle de « drame humain » à Gaza. Interrogée sur le boycott de produits israéliens, la ministre de la Justice répond que discriminer et appeler à la haine sont passibles de peines de prison

se plaint d’autocollants visibles dans l’espace public où « le sionisme est qualifié de racisme ». Y figureraient un triangle rouge aussi utilisé par le Hamas pour marquer ses ennemis : « Mat deem Zeeche gi Krichsziler an d’jiddesch Communautéit markéiert », signale la députée en se référant à un article du *Spiegel* publié en mai. « Ces appels au boycott et ces autocollants ne tomberaient-ils pas sous les dispositions des incitations à la haine condamnées par le code pénal ? », interroge Nathalie Morgenthaler. La chrétienne-sociale, par ailleurs directrice (de longue date) du Centre pour l’égalité de traitement (CET), demande enfin : « Quelle mesure pourrait être prise pour se protéger de tels boycotts ? ».

En réponse, Elisabeth Margue confirme que sont considérées comme discriminations les différences établies sur des critères de race ou de religion, mais aussi entre les entités juridiques, les groupes ou communautés, sur la base de leur origine, opinion politique ou philosophique. Toute discrimination est passible d’une peine de prison de huit jours à deux ans et à une amende de 251 à 25 000 euros. S’y ajoute le risque de s’exposer aux mêmes peines liées à l’incitation à la haine. « Mais il appartient aux autorités judiciaires de décider si et sous quelles dispositions les faits décrits tombent », continuent les services

d’Elisabeth Margue, ajoutant que la personne visée (le cas échéant) peut porter plainte.

La ministre CSV ne se réfère en revanche pas à la jurisprudence de la Cour européenne des droits de l’Homme (CEDH) qui rappelle la protection de la liberté d’expression, précisément dans le contexte du boycott de produits israéliens. « Au regard de la valeur supralégale, voire supraconstitutionnelle, accordée à la CEDH au sein de l’ordre juridique luxembourgeois, cet oubli me semble traduire une certaine timidité de la ministre, voire une bonne dose de mauvaise foi », commente Michel Erpelding, chercheur en droit international public sollicité par le *Land*. L’internationaliste (par ailleurs encarté chez Déi Lénk) précise ne pouvoir « imaginer un instant que cette jurisprudence ait échappé à la vigilance des services de la ministre ». « Tant la ministre que les juges luxembourgeois savent que l’appel au boycott des produits israéliens est désormais protégé », complète-t-il.

Dans l’arrêt Baldassi en question, rendu le 11 juin 2020, la Cour de Strasbourg s’est positionnée sur des actions menées en 2009 et 2010 dans un hypermarché en France, ce dans le cadre du mouvement BDS (pour Boycott, Divestment and Sanctions). Ce dernier a été lancé en 2005 par des ONG palestiniennes dans le sillon de l’avis de la Cour internationale de justice condamnant l’édification du mur construit par Israël, « puissance occupante », dans les Territoires palestiniens. Les juges ont considéré que les actions et les propos reprochés « concernaient un sujet d’intérêt général, celui du respect du droit international public (...) et s’inscrivaient dans un débat contemporain ouvert dans toute la communauté internationale ». Ils ont en outre considéré que ces actions et propos relevaient de « l’expression politique et militante » et que la CEDH avait rappelé maintes fois que cette faculté ne saurait être restreinte dans le débat politique ou des questions d’intérêt général. Enfin, la Cour observe que ces personnes ayant appelé au boycott et condamnées en France ne l’ont pas été « pour avoir proféré des propos racistes ou antisémites ou pour avoir appelé à la haine ou à la violence ».

Affichage à Hamilius en août 2024

[Suite de la page 9]

Le 22 octobre, Nathalie Morgenthaller s'était déjà présentée à la tribune de la Chambre pour s'inquiéter de ces appels au boycott contre des firmes luxembourgeoises qui, selon elle, vendent des produits israéliens, identifiant cette fois « Grosbusch, Delhaize ou Monoprix ». Elle avait alors demandé au Premier ministre son degré de connaissance sur ces initiatives et de proposer des solutions pour « se protéger de tels boycotts ». Ni Luc Frieden, ni ses services, ni Lex Delles, à la droite du Premier ministre lors de l'interpellation, n'avaient alors connaissance de tels appels. Le chef du gouvernement a cependant ajouté condamner « en général » les boycotts, mais aussi qualifié « d'inacceptables » les « tendances antisémites ».

Avant l'insistance de Morgenthaller, Fernand Kartheiser (ADR) avait alerté le gouvernement à trois reprises sur les appels au boycott de produits israéliens. En 2019, il avait cité une motion du Bundestag qualifiant le mouvement BDS d'antisémite et le comparant au « Kauft nicht bei Juden ! » des nazis. Le député populiste ciblait là, comme en 2018 déjà, le CPJPO (Comité pour une paix juste au Proche Orient), ONG luxembourgeoise membre du mouvement BDS... aux côtés des Jüdische Stimme für gerechten Frieden in Nahost ou encore de l'Union des progressistes juifs de Belgique, associations également citées dans la question parlementaire.

En 2015, Fernand Kartheiser s'était inquiété d'un éventuel boycott de produits israéliens par le groupe Cactus lui-même. « Est-ce que le gouvernement est conscient que de telles mesures anti-israéliennes par nos principaux partenaires commerciaux ont des conséquences extrêmement négatives sur l'image de notre pays ? », avait interrogé Kartheiser le 2 septembre 2015. Après avoir été alerté par le CPJPO, le champion national de la grande distribution (dont le nom de la holding est Betsah, terme hébreu signifiant œuf) avait stoppé la commercialisation de fruits israéliens étiquetés « Made in Israël ». La direction de Cactus avait un doute sur l'origine de certains d'entre eux et, craignant qu'ils n'émanent de colonies, elle avait appliqué le principe de précaution. Le management avait ensuite revu sa position. « Nous n'acceptons plus de polémique autour de notre façon de faire du commerce et nous avons décidé de ne plus communiquer avec vous à propos de ce sujet », avaient écrit les dirigeants Max Leesch et Laurent Schonckert dans un courrier adressé au CPJPO et daté du 4 septembre, soit deux jours après la question parlementaire. Il n'était en tout état de cause pas question d'un boycott, comme l'a souligné la secrétaire d'État Francine Closener en réponse, mais d'une mesure de « prudence » prise par une entreprise privée alors que les relations économiques entre le Luxembourg et Israël « sont excellentes ».

La campagne BDS avait gagné un crédit substantiel entre 2013 et 2015, un crédit à lier à la campagne de communication menée alors par le gouvernement palestinien. Cette

dernière avait motivé les parlements européen et luxembourgeois à voter des résolutions en faveur de la reconnaissance « à terme » de l'État palestinien. La Suède était même devenue cette année le premier pays de l'UE à reconnaître la Palestine (en dehors de ceux l'ayant reconnu alors qu'ils étaient dans le bloc soviétique). En 2024, pour matérialiser les engagements formulés dix ans plus tôt et face à ce qui s'apparente à un nettoyage ethnique, l'Espagne, l'Irlande et la Slovaquie ont reconnu la Palestine en tant qu'État. Ce que la Chambre des députés refuse de faire. Les questions de Nathalie Morgenthaller interviennent dans un contexte où de plus en plus d'organisations (comme Amnesty International récemment) parlent de génocide dans la bande de Gaza.

Et c'est d'ailleurs pour prévenir d'éventuels manquements à la Convention contre le génocide signée par le Grand-Duché que des ONG ont alerté début novembre sur les activités menées par le groupe NSO au Luxembourg. Au cours d'une conférence de presse organisée dans les locaux du CPJPO a été présenté un courrier signé par le collectif, Amnesty International Luxembourg et Action solidarité Tiers monde. Il alerte la CSSF sur les ventes du logiciel espion Pegasus depuis le Luxembourg. En 2021, une enquête journalistique avait révélé qu'il était utilisé par certains régimes pour surveiller avocats, journalistes ou opposants, violant allègrement les droits de l'Homme et les fondements

démocratiques. Un rapport du Parlement européen évoque l'achat du logiciel par la Hongrie à une entité luxembourgeoise (Q Cyber Technologies pour six millions d'euros). Or, selon de nouvelles investigations, la dernière mouture de Pegasus permet de cibler des personnes dans la guerre menée par Tsahal à Gaza et donc de répandre la mort par des bombardements.

Pour David Wagner, député Déi Lénk, « les autorités luxembourgeoises couvrent sciemment une entreprise qui participe à des crimes contre l'humanité ». Le membre de l'opposition rappelle une question parlementaire qu'il avait adressée au ministre des Affaires étrangères en mars dernier. Wagner y soupçonnait les entités luxembourgeoises de NSO « de faciliter des activités illégales au regard du droit européen et du droit international ». « Le gouvernement n'a aucune connaissance des allégations à l'encontre de la société informatique citée par l'honorable Député », avait répondu Xavier Bettel (DP). « Un mensonge », a réagi David Wagner en novembre, car, Premier ministre, Xavier Bettel avait lui-même lâché que le service de renseignement de l'État avait acheté le logiciel. « C'est grave qu'un ministre mente à un membre du Parlement », a commenté l'élue de gauche. Et de poursuivre : « Le gouvernement dit que le Luxembourg n'a pas l'arsenal législatif pour interdire NSO. Or le gouvernement et la majorité peuvent écrire des lois. » ●

Elnet et les époux Wiseler

Dans une enquête publiée ce dimanche, *Mediapart* détaille comment le lobby Elnet « agent d'influence pro-Israël » infuse la vie politique en finançant des voyages tous frais payés aux députés français. Ces dernières années, des dizaines de parlementaires français ont bénéficié de ces séjours « informatifs » de quatre jours coûtant autour de 4 000 euros. Quand d'autres auraient refusé. « Pas question d'aller où que ce soit avec un organisme financé par on ne sait qui et qui promeut une ligne religieuse ou politique », est cité le député macroniste Ludovic Mendès, approché par le PDG d'Elnet. « J'ai une éthique », répond encore une ancienne députée proche de Gabriel Attal (ancien Premier ministre).

L'eurodéputée Isabelle Wiseler-Lima (PPE/CSV) avait accepté un tel voyage du 30 octobre au 3 novembre 2022 (*d'Land*, 26.07.2024). Claude Wiseler, alors député chrétien-social l'avait accompagnée. Face au *Land*, ce jeudi, celui qui est entretemps devenu président de la Chambre assure qu'il n'a « rien entrepris » en faveur d'Israël après ce séjour. « Je trouve que la solution à deux États (rejetée par le gouvernement d'extrême droite actuel, ndlr) est la seule possible », précise Claude Wiseler, ajoutant, comme le président du parti et Premier ministre, que la réponse militaire est « disproportionnée », mais aussi que les « conditions pour reconnaître l'État palestinien ne sont pas remplies ». Il affirme par ailleurs n'avoir jamais reçu directement d'invitation de la part d'Elnet. *PSO*



Claire Delcourt et Liz Braz (LSAP) passant devant la manifestation de soutien aux Gazaouis le 17 janvier 2024

Une portée limitée

IIII Georges Canto

Des conséquences pernicieuses des sanctions contre la Russie et de la difficulté à jauger leur efficacité

Le 16 décembre, les ministres des affaires étrangères de l’UE ont voté un quinzième paquet de sanctions de tous ordres contre la Russie. Une telle cadence traduit la volonté constante de l’Europe de contrer les stratégies d’adaptation aux sanctions de Moscou, mais elle trahit en même temps la relative inefficacité des mesures prises précédemment. La Russie n’a pas été mise à genoux économiquement. Mais au bout de presque trois ans de conflit (et dix depuis l’invasion de la Crimée), divers indices donnent à penser que les choses sont en train de changer.

Selon la plateforme de surveillance des sanctions *Castellum*. AI, entre février 2022 et août 2024, plus de 19 500 sanctions ont été édictées contre la Russie, soit 7,2 fois plus que pendant les huit années qui ont précédé l’agression de l’Ukraine. Un chiffre impressionnant dû au fait que les deux tiers des mesures visent des individus, oligarques, hommes politiques et militaires. Au total 25 milliards d’euros d’avoirs privés russes sont gelés dans l’UE ainsi que 210 milliards d’euros d’actifs de la Banque centrale de Russie.

Parmi les sanctions économiques figurant dans le quinzième train, on trouve l’allongement de la liste (qui passe de 27 à 79) des navires de la « flotte fantôme » russe qui aident Moscou à contourner les sanctions dans le domaine pétrolier, mais qui transportent aussi des matériels militaires ou convoient des céréales volées à l’Ukraine. Les ministres eu-

Une histoire ancienne

Dans un document de 51 pages publié par l’Institut de Recherches Internationales et Stratégiques (IRIS) en mars 2017, soit cinq ans avant l’agression de l’Ukraine, sous le titre « Performance des sanctions internationales », l’on apprend que la pratique des sanctions économiques remonte à l’Antiquité, « les embargos commerciaux précédant souvent les conflits ». Au début du XX^e siècle, elles ont suscité des espoirs comme alternatives aux conflits militaires ou comme moyens de pression pour les éviter. L’économiste britannique John Maynard Keynes en fut un grand partisan, déclarant « être sûr que le monde sous-estime grandement l’effet des sanctions économiques ». En 1929, il participa à une instance de réflexion proposant la prévention des conflits par la Société des Nations (SDN) au moyen de l’arme financière, propre à décourager les hostilités. Leur efficacité était déjà discutée. Pourtant elles sont devenues courantes dans la deuxième moitié du XX^e siècle et au début du XXI^e, « face à la réticence toujours plus importante des opinions publiques à entrer dans un conflit armé ».

Non seulement elles sont peu dissuasives quand elles ne sont pas généralisées et quand on a affaire à un pays de grande taille, mais elles peuvent avoir des effets contraires au but recherché, avec des conséquences économiques positives sur le pays sanctionné. En effet « elles se traduisent la plupart du temps par une stimulation de la production nationale et une réduction des dépendances aux importations. Dans le cas russe, les sanctions ont vivifié les industries d’armement et de l’agroalimentaire, en leur offrant un avantage comparatif artificiel, puisqu’elles ne subissaient plus la concurrence des produits occidentaux ». Les conséquences des sanctions internationales se révèlent alors similaires à celles de certaines mesures protectionnistes volontaires. « D’où une récupération politique de cette adaptation (réelle ou factice), au bénéfice du régime sanctionné ». GC



Premier conseil Affaires étrangères pour la nouvelle responsable de la politique extérieure de l’UE, Kaja Kallas, le 16 décembre à Bruxelles

ropéens ont par ailleurs mis à l’index 32 nouvelles entités, souvent situées dans des pays tiers, qui soutiennent le complexe militaro-industriel russe. Ainsi quatre entreprises chinoises sont visées pour avoir fourni des composants sensibles pour la fabrication de moteurs de drones.

En revanche, malgré l’opposition de la Lituanie et de la Lettonie, les grandes économies de l’UE ont choisi, une nouvelle fois, d’élargir les dérogations aux désinvestissements, alors que ces mesures étaient déjà un des plus gros « trous dans la raquette » des sanctions. Les entreprises européennes encore actives en Russie sont seulement invitées à « envisager de liquider leurs affaires et/ou de ne pas démarrer de nouvelles activités ». Selon une étude de la Kyiv School of Economics, validée par l’université américaine de Yale, les entreprises de l’UE et des États-Unis ont retiré environ quarante pour cent de leurs actifs de Russie depuis février 2022. Mais elles y détiennent toujours quelque 120 milliards de dollars d’avoirs (dont 90 aux mains d’Européens) soit plus des deux-tiers des actifs étrangers dans ce pays.

En nombre d’entités cela se traduit par la présence d’environ 2 000 entreprises environ, soit la moitié de celles actives en février 2022. Les raisons invoquées sont diverses : protection des salariés locaux, souci d’approvisionner la population civile en produits de première nécessité pour éviter les maladies et la famine ou poids des enseignes en franchise (Burger King compte plus de 800 restaurants en Russie, et Subway 450). Pour celles qui ne sont pas parties immédiatement, le coût du départ est de plus en plus élevé, la vente des actifs à des entreprises russes se faisant avec une décote minimum de cinquante pour cent, sans compter la taxe de sortie de dix à quinze pour cent perçue par l’État. Les départs auraient coûté cent milliards de dollars aux Occidentaux.

Un grand nombre ont donc préféré rester, malgré un risque important pour leur image, réduisant leurs activités industrielles et commerciales et stoppant leurs investissements. D’autres ont fermé mais poursuivent leur business grâce aux ventes en ligne. L’Ukraine est très remontée sur le sujet, car une étude a révélé que les impôts payés par les entreprises étrangères en Russie pourraient atteindre jusqu’à vingt milliards de dollars par an, des sommes qui contribuent au financement de l’effort de guerre russe, dont les investisseurs occidentaux se feraient ainsi les complices par leur cupidité.

Ce n’est pas tout. Selon les données du Centre de recherche sur l’énergie et l’air pur, sur les quelque 800 milliards de dollars engrangés par Moscou depuis février 2022 grâce à ses ventes de pétrole, de gaz et de charbon, plus de 200 milliards de dollars, soit le quart, proviennent de l’UE. L’Europe a réussi à se passer du pétrole russe, mais en 2023, près de quinze pour cent de son approvisionnement total en gaz venait toujours de Russie, dont environ soixante pour cent par gazoduc, le reste sous forme de gaz naturel liquéfié. Il n’y a rien là que de très légal, ces achats faisant l’objet de contrats en bonne et due forme. Sont tout aussi réguliers les soutiens apportés à la Russie par les pays du « Sud global ». La Chine accueille ses produits manufacturés et lui livre des matériaux industriels. L’Inde achète son pétrole. L’Iran et la Corée du nord lui fournissent des armes.

En revanche la Russie a aussi mené, avec la complicité de certains voisins, tous ex-membres de l’URSS, de véritables stratégies, totalement illégales, de contournement des sanctions. Plusieurs pays du Caucase et d’Asie centrale importent massivement des produits européens ou américains avant de les

réexporter vers la Russie. Les exportations de l’UE vers le Kirghizistan ont ainsi été multipliées par dix entre 2021 et 2023 et ont augmenté de 184 pour cent vers l’Arménie sur la même période (x 4,2 depuis les États-Unis). Les biens concernés ne sont pas anodins : les Kirghizes sont friands de pièces automobiles (achats en hausse de 1 428 pour cent en 2022), de machines électriques (+ mille pour cent) et de composants aéronautiques, tandis que les Arméniens préfèrent le matériel de transport (+ 317 pour cent en deux ans) et que le Kazakhstan s’est pris de passion pour les smartphones et ordinateurs occidentaux. Certains de ces produits sont classés par l’UE comme « biens à double usage » ou « technologies avancées cruciales » pouvant être détournés de leur usage civil à des fins militaires.

De manière concomitante à la flambée des importations européennes de ces pays, on a pu observer une hausse substantielle de leurs exportations vers la Russie, avec laquelle certains forment une union douanière. Autant de raisons qui expliquent la résilience inattendue de l’économie russe. Les finances publiques y sont saines avec un budget proche de l’équilibre, malgré le poids des dépenses militaires, et un faible endettement (18 pour cent du PIB). Le secteur privé est plutôt dynamique, les entreprises ayant réorienté leurs activités vers de nouveaux marchés extérieurs, trouvé de nouveaux fournisseurs à l’étranger et recentré leurs investissements sur le marché domestique.

Le PIB en 2023 dépassait légèrement les 2 000 milliards de dollars. Bien que toujours inférieur à son niveau de 2013 il a crû de près de six pour cent par an en moyenne depuis 2016. Selon une publication récente (« Dictator’s Reliable Rear : Russian Economy at the Time of War ») du Centre for Analysis and Strategies in Europe (CASE), un *think tank* basé à Chypre, « le revenu disponible réel des citoyens a augmenté ». Malgré tout, des craquements commencent à se faire sentir.

Le pays connaît une inflation élevée : neuf pour cent officiellement en octobre et jusqu’à quarante pour cent d’augmentation pour certains produits alimentaires de base, ce dont Vladimir Poutine s’est lui-même ému dans un entretien télévisé. L’augmentation des prix se nourrit d’une pénurie de main-d’œuvre directement liée à la guerre et à la priorité donnée aux dépenses militaires, qui dépassent désormais les revenus du pétrole et du gaz. Pour la combattre, la Banque centrale a porté son taux directeur à 23 pour cent, tandis que le gouvernement augmentait de cinq points, à 25 pour cent, le taux d’imposition sur les sociétés et instaurait une imposition progressive sur les revenus des ménages, à la place de la *flat tax* précédente. Cette cure d’austérité a déjà fait plonger le rouble qui, avec une baisse de 17 pour cent par rapport à juin 2024, a retrouvé en fin d’année son niveau du début de la guerre. L’inflation fait aussi craindre une crise bancaire, qui découlerait d’une augmentation brutale des défauts de paiement et du tarissement du crédit.

Plusieurs experts estiment que ce « scénario d’atterrissage brutal » empêcherait la Russie, toutes choses égales par ailleurs, de maintenir son effort de guerre au niveau actuel, d’autant que le pays éprouve déjà de grosses difficultés à se procurer des machines et des pièces de rechange. Dix États membres de l’UE réclament déjà un seizième paquet de sanctions, qui porterait sur le gaz naturel, l’aluminium et les combustibles nucléaires. Mais il est de plus en plus difficile aux Vingt-Sept de s’entendre sur de nouveaux secteurs à cibler, au moment où les prévisions de croissance du PIB de l’UE sont modestes en 2025 (1,5 pour cent au total, et seulement 1,3 pour cent dans la zone euro) avec le spectre d’une guerre commerciale avec les États-Unis. ●



Le grand retour du problème démographique

IIII Julie Ming*

Ou des difficultés à concilier (pour demain) les études, déclarations et perspectives produites avec les déficits constatés aujourd’hui

« La démographie, c’est le destin », aurait déclaré le sociologue Auguste Comte. Cette assertion est particulièrement vraie au Grand-Duché, territoire qui, par sa petite taille, est condamné à avoir les pensées absorbées par des soucis démographiques plus régulièrement que des pays davantage peuplés. Ainsi, entre 1841 et 1891, la jeune nation luxembourgeoise, indépendante à partir de 1839, a perdu quarante pour cent de sa population par émigration.

Dans les années 70 du XX^e siècle, les Luxembourgeois, qui avaient « préféré faire de l’épargne plutôt que des enfants » et n’avaient pas pris part au baby-boom d’après la deuxième guerre mondiale, se sont mis, après des décennies d’insouciance démographique et d’« ARBED-economy », à angoisser devant une situation démographique qui se caractérisait par une proportion d’étrangers (24 pour cent) dans la population totale, une part des naissances étrangères (43 pour cent) dans le total des naissances et une proportion de personnes âgées de plus de 65 ans (seize pour cent) dans

Entre dette implicite élevée du régime de l’assurance pension, nouvelles créations de postes et remplacement de salariés âgés qui vont progressivement partir à la retraite, le Luxembourg a un sérieux besoin de bras (et de têtes)

la population nationale dépassant toutes les valeurs jamais observées parmi les pays d’Europe.

C’est dans ce contexte d’asthénie de la population de nationalité luxembourgeoise – et de crise sidérurgique – que le gouvernement Thorn a demandé à un expert de renommée internationale (Gérard Calot) de dresser un diagnostic précis sur la situation et les perspectives démographiques du pays augmenté de quelques remèdes. Ce rapport rempli de remontage de bretelles des jeunes générations d’âges reproductifs, de recommandations axées sur la « justice familiale », de projections annonçant un grand affaiblissement démographique du Grand-Duché et contenant une préface du Premier ministre Thorn dans lequel était rendu un bel hommage aux Luxembourgeois d’octobre 41 qui avaient répondu *dräimol Lëtzebuergeresch* au Gauleiter Gustav Simon, fut publié en 1978. Il prévoyait que le Luxembourg compterait entre 304 072 et 364 167 habitants en 2024.



Le 26 septembre, la foule accueillait le pape François sur la place d'Armes

Du fait de l'essor de la place financière à partir des années 80, qui a permis une sortie par le haut de la crise sidérurgique (en termes de niveau de vie de la population et de croissance démographique), le rapport Calot-1978 est vite tombé dans l'oubli. Un deuxième rapport Calot sur la démographie et les prélèvements obligatoires au Luxembourg a été publié en 1991 ; le pays se trouvait alors en plein boom économique-démographique et fort logiquement le rapport Calot-1991 est passé relativement inaperçu.

Au début des années 2000, au moment de la crise dot.com et alors que le pays comptait 430 000 habitants, la question démographique a fait son grand retour dans le contexte du *Rentendesch*. Le spectre d'un Luxembourg habité par plus de 700 000 résidents à horizon 2050 a alors été avancé par le Bureau international du travail dans son rapport sur le régime de pension et agité par le Premier ministre Juncker dans ses déclarations sur l'état de la Nation. Cette perspective d'un État de plus de 700 000 habitants a provoqué de nombreuses réactions épidémiques, a été à l'origine d'un essai diversement apprécié de Romain Kirt « Welche Zukunft für Luxemburg ? » et s'est très vite retrouvé à l'arrière-plan des préoccupations du fait, sans doute, de la grande générosité de la réforme des pensions de 2002 et de la relative bonne tenue de l'économie au début des années 2000.

Puis il y a eu la crise des *subprimes*, la crise de la zone euro, l'accélération de l'immigration, une pénétration de plus en plus forte du marché du travail par les frontaliers, l'afflux de demandeurs de protection internationale, la prise de conscience par le Luxembourg durant la Covid de la dépendance de son système de santé aux travailleurs frontaliers, l'afflux de demandeurs de protection temporaire et la (crainte de) « pénurie de main-d'œuvre » comme point focal. Alors que se tiennent actuellement des discussions sur le financement du régime des retraites et que le Statec égraine les résultats du recensement de 2021, le

Luxembourg est en train de redécouvrir qu'il a de nouveau de bonnes raisons d'être démographiquement très inquiet.

Les résidents, étrangers comme luxembourgeois, continuent de préférer faire de l'épargne plutôt que des enfants, à moins que ce ne soient les coûts du logement, le risque de monoparentalité et les difficultés à concilier vie parentale et vie professionnelle qui les dissuadent de fonder une famille avec enfant(s). Toujours est-il que le Grand-Duché compte presque autant de jeunes de moins de quinze ans que de personnes âgées de plus de 65 ans, qu'une femme sur deux âgées entre trente et 35 ans n'a pas d'enfant et que l'indicateur conjoncturel de fécondité (1,25) est tellement faible qu'il y aurait peut-être déjà eu des interrogations sur l'opportunité de réduire le nombre de classes, voire le nombre d'écoles, dans le pays, s'il n'y avait pas chaque année quelque 4 000 enfants arrivés de l'étranger qui intègrent le système éducatif luxembourgeois.

À côté de la fécondité en berne, les « bouche-trous » démographiques que sont les travailleurs étrangers et frontaliers (qui ont permis de combler dans la durée l'écart entre les besoins en main-d'œuvre et l'accroissement naturel de la population) semblent de moins en moins à portée de main. Les pays européens ont traditionnellement fourni le marché du travail luxembourgeois en travailleurs immigrés, mais la démographie européenne – et notamment celle des régions voisines du Luxembourg – suit la même tendance. Elle est tellement mal orientée que la Commission « entend lancer des partenariats destinés à attirer les talents avec ses partenaires nord-africains, en particulier l'Égypte, le Maroc et la Tunisie et évaluer la faisabilité de tels partenariats avec le Pakistan, le Bangladesh, le Sénégal et le Nigeria ».

De quoi rappeler que, le 18 février 1972, le ministère luxembourgeois de la Justice adressait à la Fédération des industriels et des artisans une lettre dans laquelle était écrit qu'« en raison des difficultés d'assimilation et de rapatriement éventuel, les candidats-travailleurs africains et asiatiques ne pourront bénéficier actuellement d'une autorisation de séjour ». De plus, le Premier ministre Jean-Claude Juncker affichait en 2002 dans son discours sur l'état de la Nation son biais en faveur des travailleurs immigrés européens « plus proches du Luxembourg d'un point de vue historique et culturel que des personnes originaires de pays plus lointains ». Or, entre les recensements de 2011 et 2021, le nombre de résidents en provenance de pays d'Asie et d'Afrique est passé au Luxembourg de 10 528 à 30 974 (+194 pour cent) et plusieurs changements législatifs ont récemment eu lieu afin de faciliter l'accès au marché de l'emploi pour les ressortissants de pays tiers.

C'est qu'entre dette implicite élevée du régime de l'assurance pension, nouvelles créations de postes et remplacement de salariés âgés qui vont progressivement partir à la retraite, le Luxembourg a un sérieux besoin de bras (et de têtes) pour son marché du travail. Les dernières projections ne tablent d'ailleurs plus sur un État à 700 000 habitants d'ici 2050 (ce nombre d'habitants sera vraisemblablement atteint d'ici deux à trois ans), mais sur un Grand-Duché à plus d'un million d'habitants et 400 000 travailleurs frontaliers en 2050. Pas tous les affiliés à la sécurité sociale luxembourgeoise en sont nécessairement

La logique du système de protection sociale du Luxembourg est telle qu'il faut pouvoir s'appuyer sur un nombre croissant de cotisants au risque de devoir augmenter significativement les prélèvements obligatoires, réduire les dépenses ou trouver une voie intermédiaire

conscients, mais un Luxembourg à un million d'habitants, qui certes serait l'avènement (notamment politique) d'un autre Luxembourg, pose, dans un premier temps, potentiellement moins de dilemmes budgétaires qu'un Luxembourg en « circularité bio-régionale » (terme emprunté à la production de Luxembourg Stratégie) où la population plafonnerait à moins de 800 000 habitants.

Plus que des poursuites de tendance et des prévisions « boule-de-cristalistes », les « objectifs » d'un million d'habitants et 400 000 travailleurs frontaliers sont en réalité, en l'état actuel de la structuration du système de protection sociale luxembourgeois, ce qui est requis pour parvenir à plus ou moins honorer les engagements pris envers les cotisants dont le nombre a explosé depuis le premier rapport Calot. Car la logique interne du système de protection sociale du Luxembourg est telle qu'il faut pouvoir en permanence s'appuyer sur un nombre croissant de cotisants au risque de devoir augmenter significativement les prélèvements obligatoires, réduire substantiellement les dépenses de protection sociale ou trouver une voie intermédiaire qui combine hausses des prélèvements et baisses des dépenses.

Partant, il va falloir apporter des réponses précises à (au moins) cinq questions pointues : D'où viendront ceux qui feront du Luxembourg un pays à un million d'habitants et 400 000 travailleurs frontaliers d'ici 2050 ? Comment relancer la natalité au Luxembourg et approcher le seuil de renouvellement des générations ? Combien faudra-t-il d'habitants et de frontaliers en 2075 pour pérenniser le système si le pays atteint véritablement le million d'habitants et les 400 000 frontaliers en 2050 ? Peut-on (et si oui comment) réduire la sensibilité du système de retraite en particulier, et de protection sociale en général, à l'évolution démographique et à la croissance économique ? À quand un *Zukunftstisch*, tel que proposé par Henri Grethen en 2001 et Serge Allegrezza en 2002, pour discuter de tout cela ? ●

*L'auteur écrit sous pseudonyme

En 2002, Jean-Claude Juncker (photo du 26 septembre 2024) s'est déclaré favorable à des travailleurs immigrés européens « plus proches du Luxembourg d'un point de vue historique et culturel que des personnes originaires de pays plus lointains »



Sven Becker



Oliver Halmes

land
03.01.2025

Goût de bouchon

IIII Erwan Nonet

Le blocage pour deux mois encore de la rivière a mis l'accent sur le rôle économique porté par la Moselle

Ce dimanche 8 décembre, lorsqu'une péniche percute les portes de l'écluse de Müden, à 36 kilomètres de son embouchure avec le Rhin, c'est tout le trafic de la rivière qui se fige. Cette voie de communication interrégionale européenne relie la mer du nord à la Lorraine. Elle catalyse l'économie de régions très industrielles placées au cœur de la banane bleue, cette dorsale qui file de l'Angleterre au nord de l'Italie, pilier économique du continent.

Le ministère de l'Économie sarrois a d'abord annoncé une réouverture pour le mois de mars, mais des conditions météorologiques favorables et un déroulement des opérations sans accroc ont permis d'accélérer le processus. Le vendredi 27 décembre, le Wasserstraßen- und Schifffahrtsamt Mosel-Saar-Lahn (WSA) anticipait la fin des travaux pour le 1er février.

Depuis que les 78 péniches coincées sur la Moselle et la Sarre ont pu être extirpées pour reprendre leur route vers le Rhin, la rivière est donc une voie morte. Plus aucune péniche, automoteur, pousseur de barges ou bateau de croisière ne s'y trouve. L'opération qui a permis leur libération a débuté dans un épais brouillard le 17 décembre et s'est achevée dix jours plus tard.

L'augmentation du débit de la Moselle, qui a permis de réduire la hauteur entre l'amont et l'aval et donc la masse d'eau nécessaire pour remplir le sas de l'écluse, a considérablement accéléré les manœuvres. Le travail, ininterrompu pendant tout le temps de l'opération, a été opéré par trois puis quatre équipes à partir du 18 décembre. Puisque les portes de l'écluse étaient inopérantes, il a fallu mettre en place puis enlever les batardeaux qui réglaient le débit de l'eau à chaque passage de bateau. Ces manœuvres ont été réalisées à l'aide d'une grue et le soutien de plongeurs qui fixaient les crochets dans les planches métalliques dans une visibilité quasiment nulle.

Depuis, la chambre d'écluse a été asséchée et des échafaudages y ont été montés. Après le sablage du béton et le remplacement des bandes d'étanchéité, un coffrage « perdu » va permettre de couler le béton dans lequel seront installés les nouveaux supports. Le 15 janvier, les nouveaux vantaux de la porte (fabriqués en 2005) qui viennent d'être assemblés à Trèves seront équipés de tout l'appareillage nécessaire, puis chargés par bateau. Le WSA espère les installer à la fin du mois.

28 barrages

C'est quand survient un tel épisode que l'on se rend compte de l'importance de ce qui vient subitement à manquer. Car si la Moselle est un cul-de-sac fluvial (on y reviendra), elle reste très importante pour l'économie des régions qu'elle dessert.

Elle prend sa source au Col de Bussang, au niveau de la crête principale des Vosges françaises (730 mètres d'altitude), à 25 kilomètres au sud-ouest de Colmar. Elle rejoint 520 kilomètres plus loin le Deutsches Eck de Coblence (82 mètres d'altitude) et se jette dans le Rhin, dont elle est l'affluent le plus important.

La Moselle sillonne la France sur 278 kilomètres et l'Allemagne sur 206. Entre les deux, elle fait office de frontière entre le Luxembourg et l'Allemagne sur 36 kilomètres où elle est régie par un condominium dont les règles de souveraineté partagée sont fixées par un traité frontalier signé le 19 décembre 1984.

Feuilleton

Le port de Mertert, cette semaine

Grâce à ses 28 barrages (seize en France, deux au Luxembourg et dix en Allemagne), ses trois mètres de profondeur et ses quarante mètres de largeur sont garantis. La Moselle est navigable de Coblenche à Thionville depuis 1964 et jusqu’à Neuves-Maisons (près de Nancy) depuis 1979. On peut y naviguer avec des péniches de 900 à 1500 tonnes. Elle est la seule voie navigable du Luxembourg et, grâce à la construction du port de Mertert, elle offre au Grand-Duché des infrastructures dont il était jusque-là dépourvu.

Une décennie à peine après la fin de la Seconde Guerre mondiale, Charles de Gaulle, président de la France, déclarait lors de son inauguration : « Voici donc accomplie cette grande œuvre : l’aménagement de la Moselle, reliant directement, par une voie d’eau large et sûre, les contrées lorraine, luxembourgeoise et sarroise avec les pays rhénans. Voici que trois États célèbrent ensemble un tel aboutissement. Voici que la confiance et l’amitié, que se portent désormais les peuples de France, d’Allemagne et du Luxembourg effacent, au bord de cette rivière, tant et tant de larmes, de fureurs et de douleurs dont elle fut, au long des siècles, le vain objet et le triste témoin. »

La Grande Duchesse Charlotte abondait : « Ces travaux ont pu aboutir à temps et se réaliser suivant les données les plus récentes de la technique grâce à la volonté tenace d’aboutir et l’efficacité de toutes les instances, internationales et nationales, qui sont intervenues dans l’exécution de cette tâche d’envergure. »

Enfin, le Président de la République fédérale d’Allemagne, Heinrich Lübke concluait qu’il s’agissait de l’aboutissement d’une longue histoire : « Cette Moselle, que nous décrit Ausone, n’a pas changé sensiblement d’aspect au cours des siècles suivants. Entre 1839 et 1890 on a tenté, sans grand succès, de régulariser le cours du fleuve à l’aide d’épis et d’estacades, les moyens techniques de l’époque ne suffisant pas pour éliminer de grandes masses rocheuses sous l’eau. En 1880, des experts français et allemands se rendirent compte qu’une amélioration radicale des conditions de navigation sur la Moselle n’était possible que par une canalisation du fleuve et par la construction d’une série de barrages. Mais cette intention n’aurait pas été réalisable sans l’amitié qui unit la France et l’Allemagne, sans la confiance réciproque et l’excellente coopération des pays riverains de la Moselle et du Rhin. »

Trafic en berne

Jusqu’au début du XX^e siècle, des hommes halaient les bateaux, tirant des cordes reliées aux têtes des mats (pour éviter les branchages) par des harnais appelés bricoles. Selon la configuration des rives, une douzaine de kilomètres pouvaient être parcourus en une journée. Le halage animal remplace la traction humaine autour de 1900. Les rives étant mieux aménagées, mulets et chevaux permettaient de multiplier la vitesse par deux. Les chevaux laisseront progressivement la place à la traction électrique sur rails, puis aux premiers automoteurs après la Seconde Guerre mondiale.

Porté par la sidérurgie dans les premières années (78,4 % du trafic total en 1965), le trafic de marchandises a dépassé les prévisions, dépassant les neuf millions de tonnes à l’écluse de Grevenmacher en 1974. Le déclin du secteur a causé une baisse de sa fréquentation (67% du trafic total en 1975, 56 % en 2000), mais la diversification des marchandises et le transport de conteneurs ont permis d’établir un nouveau record en 2006 avec 10 055 094 tonnes.

Depuis, pourtant, les chiffres montrent un très net ralentissement. De 8,4 millions de tonnes de marchandises passées par Grevenmacher en 2006, on est tombé à 3,9 millions en 2023 (38,5% de produits agricoles et sylvicoles, 14% de pierres, terres et matériaux de construction, 8% de minerai de fer et ferraille, 7,5% de fer, acier et métaux non ferreux...). La crise financière de 2008, la pandémie de Covid-19 et l’invasion de l’Ukraine par la Russie sont autant de facteurs conjoncturels qui expliquent ce phénomène. Les événements climatiques jouent également un rôle dans l’évolution du trafic. Les sécheresses de 2018 et 2022 comme les crues de 2020 ont ainsi causé le blocage de la circulation.

Aujourd’hui, ce sont essentiellement des automoteurs pouvant atteindre 135 mètres de long, des convois poussés jusqu’à 250 mètres de long, des bateaux à conteneurs, des bateaux à passagers et des bateaux de plaisance qui circulent sur la Moselle.

Le transport de marchandises par voie fluviale est vertueux. Selon la Commission de la Mobilité et des Travaux publics du 4 juillet 2024, « la navigation nécessite en moyenne 67 pour cent moins d’énergie que le transport par camion et 35 pour cent de moins que le rail. En termes d’économies d’émissions de CO₂, la navigation fluviale se trouve à la première place : Un camion produit 164 grammes de CO₂

pour chaque tonne-kilomètre, le rail en produit 48 et la navigation fluviale seulement 33 grammes de CO₂. » En outre, il est généralement très sûr.

Six ports jalonnent le tracé de la rivière. Celui de Trèves est le seul qui soit public sur le tronçon allemand. Avec ses solutions logistiques trimodales, le port de Mertert (65 hectares) est un lieu d’entreposage important pour des marchandises en vrac telles que la ferraille et l’acier, le charbon, le pétrole, les matériaux de construction et les céréales. Les infrastructures de Thionville-Illange font de celui-ci le premier port fluvial français pour le transport de produits métallurgiques. Le nouveau port de Metz, lui, est le plus important de l’Hexagone pour les céréales et le sixième port fluvial de France.

Malgré un trafic en recul, le doublement des écluses qui permettrait de faire passer de plus grands bateaux est toujours d’actualité. Yuriko Backes, ministre libérale de la Mobilité et des Travaux publics, et Volker Wissing, son homologue allemand pour les Transports au niveau fédéral, se sont entretenus en fin d’année à ce sujet. Selon le ministère, il a notamment été question de se coordonner pour obtenir un financement européen. La tendance à l’augmentation de la taille des péniches a déjà convaincu l’Allemagne qui a réalisé le doublement des écluses de Zeltingen (2010), Fankel (2014) et Trèves (2021). Les mêmes travaux sont en cours à Lehmen et Wintrich. Quant au volet luxembourgeois, « les discussions démarrent et la volonté est là », indique le ministère.

Cul-de-sac

L’attractivité de la Moselle en tant que voie navigable a toutefois ses limites. La plus évidente est géographique : elle est un cul-de-sac. Le trafic est d’ailleurs fortement décroissant tout au long de son parcours.

Il existe bien un projet de liaison avec la Saône, et donc le Rhône, mais l’État français l’a classé comme non prioritaire. Cette voie d’eau qui raccorderait les ports de Marseille et Sète à Rotterdam et Anvers permettrait de soulager un trafic routier notoirement saturé sur cet axe européen nord-sud. Sa faisabilité avait été démontrée par des études menées entre 2007 et 2009 dans le cadre du Grenelle de l’environnement.

Il existe bien un projet de liaison entre la Moselle et la Saône. Une telle voie d’eau raccorderait les ports de Marseille et Sète à Rotterdam et Anvers, mais l’État français l’a classé comme non prioritaire.

Le creusement d’une liaison fluviale Seine-Est permettrait de créer un axe Moselle/Rhin-Paris/Le Havre qui ouvrirait de nouveaux horizons pour les produits céréaliers et manufacturés. Ce projet a toutefois été abandonné en 1997.

La décision conjointe de l’Allemagne, de la France et du Luxembourg de rendre gratuit le transport de marchandises et de personnes sur la Moselle permettra de diminuer les coûts d’environ six pour cent pour les quelque 5 000 bateaux qui l’empruntent chaque année. L’abrogation des péages entrera dans le cadre du Green Deal qui prévoit que la part du transport fluvial augmente de 25 pour cent d’ici 2030 et de 50 pour cent d’ici 2050. En 2021, elle était de huit pour cent pour le Luxembourg selon Eurostat.

Le poète Ausone, lui, n’avait que faire de ces chiffres : « Salut, fleuve béni des campagnes, béni des laboureurs ; [...] fleuve riche en coteaux que parfume Bacchus, fleuve tout verdoyant, aux rives gazonneuses, navigable comme l’océan, entraîné sur une douce pente comme une rivière, transparente comme le cristal d’un lac, ton onde en son cours imite le frémissement des ruisseaux, et donne un breuvage préférable aux fraîches eaux des fontaines : tu as seul tous les dons réunis des fontaines, des ruisseaux, des rivières, des lacs, et de la mer même, dont le double flux ouvre deux routes à l’homme. » ●

La canalisation, une histoire européenne

La Moselle était déjà un axe de circulation majeur dans l’Empire romain. Sans elle, Trèves n’en serait pas devenue une capitale au IV^e siècle ap. J.-C. À cette époque, les bateaux en bois pouvaient emporter cinq à six tonnes de marchandises. Poussés par le courant ou les rames à la descente, ils étaient tirés par des bateliers depuis la rive pour remonter. La stèle de Neumagen, où figure une embarcation propulsée par des rameurs et chargée de tonneaux de vin, est à ce titre un document très intéressant.

Si la Moselle est toujours utilisée ensuite, la navigation cesse presque complètement avec la guerre de Trente Ans (1618-1648). En 1700, faute d’être entretenue, elle ne sera même plus praticable par les embarcations. Il faudra attendre le milieu du XVII^e siècle pour que, remise en état par les militaires, elle retrouve une activité soutenue. Mais les gués, des niveaux d’eau fluctuant, un entretien insuffisant et un nombre excessif de péages freinent son développement.

Au XIX^e siècle, des travaux de dragage, de dérochage, la construction de digues et de chenaux artificiels ainsi que l’aménagement des chemins de halage et de quais relancent l’intérêt du transport fluvial qui progresse nettement, passant de 35 000 tonnes en 1830 à 1 19 000 tonnes en 1852. Mais cette même année, l’ouverture de la ligne ferroviaire Metz-Sarrebruck facilitant l’accès à la production houillère du bassin sarrois fait chuter le fret fluvial.

Une fois de plus, la guerre vient interrompre cet élan. En 1870, le chantier est interrompu, mais le gouvernement allemand le relance en 1873. Alors que plusieurs canaux sont bâtis entre Metz et Nancy, la mise en service de la ligne de chemin de fer qui longe la Moselle de Coblenche à Thionville apporte une concurrence inédite à la navigation fluviale. Un premier projet de canalisation entre Coblenche et Metz est tout de même réalisé en 1885,

mais il se heurte aux pressions exercées par les industriels de la Ruhr qui craignent un accroissement de la concurrence lorraine.

À la fin du XIX^e siècle, l’Europe favorise les trains, plus rapides, qui permettent aux entreprises de travailler en flux tendu et de limiter les frais. Toutefois, le très important commerce du vin sur la Moselle bénéficie à la navigation fluviale. Profitant d’une forte demande de riesling provenant d’Angleterre et d’outre-mer, la petite cité de Traben-Trarbach est alors le deuxième port pour le transport du vin après Bordeaux. Mais la navigation est toujours fortement dépendante du débit de la Moselle, où le trafic est bloqué cinq mois par an en moyenne.

Le Consortium pour la Canalisation de la Moselle et la Société du Canal des Mines de Fer de la Moselle (Camifemo) sont créés en 1922. Le consortium est chargé de la réalisation d’un canal latéral entre Metz et Thionville en 1928 et la Camifemo obtient la concession pour cinquante ans de la Moselle, de l’Orne et de la Fensch. Le canal de Metz à Thionville (dit « Camifemo ») est inauguré par Albert Lebrun, Président de la République, le 14 août 1932. Côté allemand, le chantier du barrage de Coblenche débute en 1941 et ne s’achève qu’en 1951.

Dans les années 1950, Robert Schuman et Konrad Adenauer souhaitent réaliser au cœur de la CEE un axe rhénan et, parallèlement, un axe mosellan. La Convention de la Moselle qui lance le grand projet européen de canalisation est signée le 27 octobre 1956 par Christian Pineau, ministre français des Affaires étrangères français, Heinrich von Brentano, son homologue allemand, et Joseph Bech, ministre luxembourgeois des Affaires étrangères. Dès l’année suivante, les études sont lancées (relevés topographiques, sondages du lit de la rivière, essais sur modèles réduits...). Les travaux ont lieu de 1958 à 1964 entre Metz et Coblenche. En amont, la liaison avec Neuves-Maisons (près de Nancy) sera achevée en 1979. EN



Marie-Claude Beaud en 2006, lors de l'ouverture du Mudam



Avec Jacques Santer et Enrico Lunghi



HOMMAGE

MCB, l'amie des artistes

IIII Josée Hansen

Elle aimait l'impertinence, la malice. « Il paraît qu'[à Paris], le milieu l'appelait 'MCB' [...], ça fait papier à rouler des pétards », écrivait ce journal en mars 2000 dans un premier portrait consacré à la nouvelle directrice d'un futur Musée d'art moderne grand-duc Jean, encore en devenir. Marie-Claude Beaud avait alors 54 ans, elle arrivait au Luxembourg suite à un appel de Bernard Ceysson qui avait assuré la pré-préfiguration de ce musée surtout connu pour les embrouilles politiques entourant le marché des pierres de parement (les fameuses « Magny doré, qualité Le Louvre »), son emplacement (plateau du Saint-Esprit ? Kirchberg ?), sa taille (l'architecte I.M. Pei avait dû considérablement revoir ses plans à la baisse) ou encore son orientation stratégique (art moderne ou contemporain ?). Celle qui avait fait ses armes à Toulon et à Grenoble, puis contribué à la renommée de la Fondation Cartier pour l'art contemporain, repris l'American Centre et fait un passage par le Musée des arts décoratifs à Paris débarqua sur une friche culturelle : le musée et la Philharmonie voisine n'étaient encore que des chantiers, la collection du musée acquise par un comité pour la fondation ne comptait que quelques dizaines d'œuvres assez classiques et l'opinion publique l'attendait au tournant, criant à la gabegie dès qu'un chiffre concernant le budget public accordé à la culture était publié.

Aussi tenace qu'enthousiaste, Marie-Claude Beaud prit le taureau par les cornes et affronta le défi avec des alliés fidèles et imparables : les artistes. La campagne « Be the artists' guests » se déclina durant les six années qui allaient précéder l'ouverture de 2006, et on les vit défiler nombreux/ses, sur le site internet de préfiguration (Claude Closky), en dessins dans les rues (Jean-Christophe Massinon), à la Cinémathèque (*Glass meets Mekas*), dans les

galeries *pop-up* à la Banque de Luxembourg ou à la BGL, dans des parkings, dans des vitrines de magasins (à Dudelange). « L'art qui m'intéresse est parfois violent, difficile et dans son temps », affirma-t-elle encore en 2000, ou : « l'art contemporain, c'est comme nager : on peut se jeter dedans et barboter, ou on peut apprendre une compétence ». Persuadée du pouvoir transformateur de la rencontre avec l'art et de la force émancipatrice de la connaissance, elle choisit la deuxième option. Armée de sa formation d'historienne de l'art et de l'archéologie et de sa solide expérience de commissaire d'expositions, elle appliquera au Luxembourg ce qu'elle avait réussi en France : une approche de transmission joyeuse, toujours en collaboration avec les artistes.

À Paris déjà, Marie-Claude Beaud avait souvent provoqué l'incompréhension du milieu des conservateurs de musées en faisant entrer très tôt la bande dessinée dans la collection (à la fin des années 1970 à Grenoble), en lançant un festival dédié à la musique techno alors que ce n'était encore qu'un phénomène *underground* (*Global Tekno*, au début des années 1990 au American Centre), en innovant avec des résidences d'artistes ou des *Soirées Nomades* invitant le public aux rencontres croisées avec des artistes de différentes disciplines (à la Fondation Cartier). Elle avait même réussi à organiser une reformation du mythique Velvet Underground dans le cadre d'une exposition consacrée à Andy Warhol en 1990 à la Fondation Cartier (même si chacun des membres dormait dans un hôtel différent, tellement ils étaient en de mauvais termes).

Au Luxembourg, elle allait faire profiter la scène locale de l'art contemporain de son réseau et de son approche transdisciplinaire. Cette scène était alors encore embryonnaire, avec Enrico

Marie-Claude Beaud (1946-2024) a créé l'identité du Mudam, y compris son nom et son orientation contemporaine et transdisciplinaire, en le dirigeant à ses débuts, de 2000 à 2008

Lunghi à la direction artistique du Casino Luxembourg (qui venait d'organiser la deuxième édition de la biennale itinérante *Manifesta* en 1998) et les galeries Erna Hécey et Beaumont au centre-ville ainsi que, dans le quartier gare, l'agence Stéphane Ackermann à deux pas de la galerie Alimentation générale (devenant plus tard Nosbaum-Reding au Fëschmaart). La jeunesse avait soif de rencontres avec des artistes internationaux, de découvertes artistiques et de questionnements intellectuels. Le Mudam (avec ou sans bâtiment) était alors tout cela : une promesse tenue de connexion aux grandes questions esthétiques et politiques de son temps, un endroit de rencontres ouvert et vivifiant. Toutes les disciplines s'y croisaient : le design (avec e.a. le *Marché des créateurs* ou le design graphique), les métiers d'art, la musique (avec le projet Audiolab) et le spectacle



MAUX DITS D'YVAN

De gëllene Mann

IIII Yvan

On se souvient de la polémique autour de la Gëlle Fra bis de l'artiste croate Sanja Iveković qui détourna l'original de Cito, un hymne à la mort et à la guerre, pour en faire une ode à la vie et à la procréation. Ses détracteurs, feu l'abbé Heiderscheid en tête, réclamaient, une foi n'est pas coutume, son avortement pur et simple. Mais Erna Henricot-Schoepges, à l'époque ministre de la Culture, tint bon et aujourd'hui, quelque vingt ans plus tard, le rejeton est devenu un fier jeune homme, au teint aussi doré que sa mère, qui part, aux sons de Django et juché sur un escabeau, à l'assaut des nuages pour en prendre la mesure. Jan Fabre, l'ex-enfant terrible de la scène anversoise, l'a coulé dans le bronze et, le temps de la dernière Luxembourg Art Week, l'homme en or s'est installé devant le Grand Théâtre pour mesurer l'incommensurable. Comme Lady Rosa, sa mère, je le trouve admirable, bien dans l'air du temps qui veut scientifier la poésie, quantifier la qualité et mesurer le plaisir. *Melencolia I*, l'ange déchu de Dürer qui, tel le soldat rendant les armes, a déposé ses instruments de mesure, pourrait être la vieille marraine triste du jeune homme joyeux qui donne une nouvelle jeunesse aux outils de la mélancolie.

Mais voilà, les bien-pensantes d'aujourd'hui n'ont rien à envier aux mal-pensants d'hier, et les ciseaux censeurs sifflent en 2024 avec autant de véhémence bêtise que leurs aînés en 2001. L'histoire bégaie un « you too, my girl ! » quand les réseaux sociaux réclament l'enlèvement du bronze après la condamnation de son créateur pour violence et harcèlement sexuel envers ses collaboratrices et autres danseuses. Dont une certaine Sylvia Camarda, conseillère communale DP, qui aurait pu mettre la puce à l'oreille de sa patronne Lydie et lui épargner ainsi un humiliant « je ne savais pas. » Mais comme la grosseur de *Lady Rosa*, l'exposition du corpus delicti est allée à son terme, imitant ainsi le musée de Gand sur le toit duquel trône toujours un exemplaire de la statue, contredisant la ville d'Anvers qui a préféré retirer sa copie. À propos de cette

L'homme qui mesure les nuages, la statue de Jan Fabre, en train d'être enlevée



Ce que d'aucuns appellent le « wokisme » de gauche répond ainsi au nationalisme de droite

merveilleuse *gëlle Koppel*, et à un quart de siècle d'intervalle, ce que d'aucuns appellent le « wokisme » de gauche répond ainsi au nationalisme de droite, prouvant une fois de plus que l'art sur la place publique provoque toujours et heureusement des débats. Car l'art, sur le trottoir, est un exilé et un inquiétant étranger. Lady Rosa et son fils, géomètre des nuages, dérangent, mais ce n'est pas une raison de les ranger. En écrivant « Contre Sainte-Beuve », Marcel Proust a réclamé la séparation

de l'artiste et de son œuvre et nous encourage à continuer de regarder Polanski et de lire Céline. Et, accessoirement, à garder des œuvres de Fabre dans les collections du Mudam.

Je ne sais si Fabre est un génie, mais c'est sûrement un talent. Ne l'expulsons pas à l'heure où les députés viennent de voter une loi pour attirer des talents. Une loi aussi scandaleuse dans sa forme que dans son fonds. Accorder des avantages fiscaux aux seuls gros salaires de quelque « talents » pour venir grossir les troupes des Big Four et autres Amazon, alors que nous manquons de génies aux salaires modestes, notamment dans le domaine des soins, est une perversion symptomatique d'une société qui fait primer l'économie sur la culture et la valeur sur les valeurs, qui expulse les créateurs « sans valeur économique ajoutée » et qui insulte les modestes travailleuses en appelant « talents » ceux qui font des *bullshit jobs*¹ aux gros salaires mais sans valeur humaine ajoutée. Alors oui, n'ayons pas peur d'aller mesurer les nuages plutôt que de comptabiliser le PIB. ●

¹ David Graeber, *Bullshit Jobs*, Penguin, 2018

vivant. Le *Lion d'or* de la Biennale de Venise de 2003 que Marie-Claude Beaud ramena au Luxembourg, avec le pavillon *[e:r] conditionné* de l'artiste Su-Mei Tse, constitua alors une reconnaissance à plusieurs niveaux : pour l'artiste, pour la commissaire et son engagement, mais aussi pour le pays encore peu connu sur le plan de l'art international.

Or, Marie-Claude Beaud abhorrait les dîners en ville et fuyait la bourgeoisie et ses ragots, préférant s'entourer d'artistes et d'intellectuel/les. La bourgeoisie (largement représentée dans le conseil d'administration de l'époque) le lui rendit en refusant la prolongation de son contrat en 2008, deux ans après qu'elle ait non seulement placé le Luxembourg sur la carte de l'art européen, mais également remporté succès critique et populaire avec l'ouverture du musée en 2006. L'installation *Pay Dirt* de Joe Scanlan dans l'exposition inaugurale *Eldorado* – un amas de terreau installé dans une des galeries du premier étage – fit tellement jaser que personne ne put se permettre de rater cette provocation.

MCB continua donc sa voie ailleurs, à Monaco, où elle reprit deux maisons pour en faire le Nouveau Musée National de Monaco de 2009 à 2021, avec toujours la même exigence de qualité et d'avant-garde dans la collection comme dans la politique d'exposition. Elle continua aussi à s'intéresser au Luxembourg et à ses artistes, beaucoup d'amitiés et de soutiens perduraient, et elle fut membre du jury du premier *Lëtzebuurger Konschtpräis* en 2022 (lauréate : Berthe Lutgen). Marie-Claude Beaud est décédée le 29 décembre 2024 à l'âge de 78 ans à Toulon, où elle vivait sa retraite. Sur les réseaux, les hommages affluent, saluant qui son ouverture d'esprit, qui son audace, son esprit critique, son courage, son exigence ou ...son humour redoutable. ●

D'GEDICHT VUN DER WOCH

2025

IIII Jacques Drescher



A Frankräich sténken d'Lompen,
An Däitschland prouft de Krich.
Europa ass zerstridden;
Den Trump denkt „Moie Misch!“

Am Radio schwätzen Aler:
De Juncker an de Jang.
Si zielen alt hir Schnoken,
Mee hu jo och kee Plang.

Kee weess, wat e soll maachen:
Ganz Bréissel ass am Damp.
Et gëtt méi enk an däischter
Am Schiet vum Donald Trump.

Nach ëmmer fale Bommen,
An d'Klima dat ass futsch.
Nom Frascht kënnst gläich de Summer.
An deem Sënn: gudde Rutsch!

BOURSE DE COMMERCE, PARIS

Le très riche arte povera

IIII Lucien Kayser

Ensemble, dans la rotonde, séparément, dans les salles de la Bourse de commerce, les artistes italiens, provocateurs à l’époque, puissamment séducteurs aujourd’hui



Figures de l’arte povera, de gauche à droite : Boetti, *Autoritratto* ; Paolini, *Mimesi* ; Merz, *Igloo con albero*

Commençons à rendre à César, en l’occurrence au critique Germano Celant, ce qui lui revient : C’est lui qui a introduit la désignation d’arte povera dans l’histoire de l’art, mouvement d’une douzaine, quinzaine d’artistes italiens à la fin des années 1960, sans véritable manifeste, on s’en apercevra très vite, les individualités reprenant le dessus. Il les avait quand même qualifiés de guérilleros, et il est vrai que tous, dans leur pratique, s’étaient élevés contre ce qui dominait alors, pour résumer disons l’impérialisme américain, dans l’art et au-delà. Et, en bons Italiens, leur référence pouvait être une pauvreté toute franciscaine, et comme Breton avait trouvé des surréalistes dans les siècles passés, eux aussi se rattachaient à tels ancêtres.

Les techniques de ces artistes étaient élémentaires, les gestes simples, leur ambition démesurée

Plus simplement, plus pragmatiquement, rapportons la dénomination à autre chose. Ils tournaient le dos à la peinture, pour des objets, des installations empruntant beaucoup au théâtre,

et employaient des matériaux tout simples, éléments naturels, trucs de récupération. Et tout pouvait y passer, exemple Jannis Kounellis, il a utilisé du charbon, du fer, de la laine brute, du coton, de la jute, du café, et j’en passe ; il a introduit des animaux vivants, oiseaux, poissons, chevaux, et comme Mario Merz, pour la vivacité, l’électricité qui traverse un néon, voire du feu. Celant voulait des artistes-alchimistes, « producteurs de choses magiques et merveilleuses ».

Leurs techniques étaient élémentaires, les gestes simples, nouvel exemple, Alighiero Boetti, couvrant des feuilles de papier de traces de stylo à bille, abandonnant carrément le travail de ses broderies artisanales aux femmes afghanes.

La pauvreté vs l’extrême richesse, et une irrésistible puissance de séduction (et d’interpellation). Ce qui ressort on ne peut mieux de l’exposition à la Bourse de commerce organisée par Carolyn Christov-Bakargiev. Celle-ci avait œuvré à Kassel, en 2012, à Istanbul, en 2015, avait pris la direction du Castello di Rivoli, haut lieu de l’arte povera ; elle pouvait en plus puiser dans la collection du maître de maison Pinault, à qui on ne refuse pas les demandes de prêts. Résultat, deux à trois heures de visite et d’émerveillement, et la preuve éclatante d’un art on ne peut plus proche de la vie.

Un parcours recommandable pour le visiteur, l’exposition reste ouverte jusqu’au 20 janvier). Comme des prolégomènes, dans les vitrines autour de la rotonde de Tadao Ando, avec entre autres Gutai, et côté italien Burri et Manzoni, et en fondement théorique, Guy Debord et les situationnistes. Et puis, l’on passe dans la rotonde, et c’est le coup de poing, le coup de cœur. Quel étonnant et intrigant pêle-mêle autour duquel on ne se lasse pas de circuler. Des œuvres, une, deux, trois, des treize artistes, l’œil y va des unes aux autres, comme on feuillette les pages d’un livre d’images, mais l’œil s’y attache, à toutes ces matérialités diverses, à toutes ces formes, à tous ces questionnements. *Che fare*, demande le néon de Merz dans la bassine métallique, de l’autre côté réplique sous forme de foudre un néon hors de bottes de foin. Le gisant de Fabro est caché sous du marbre, la tête a disparu, tout près Boetti étendu au soleil ou dans la neige, fait de boules de ciment, ou encore la feuille de plomb rose de Calzolari.

Il faudrait les énumérer toutes, ces œuvres, les décrire. Et en conclure que les povéristes ont été à ce jour les artistes qui ont fait circuler le plus d’énergie dans leurs expositions, lieux de toutes choses en mouvement, de métamorphoses. Et conséquemment d’incessantes interrogations. Les deux moulages d’Aphrodite, de Paolini, intitulés *Mimesi*, se font face, comme si la déesse se voyait dans un miroir (ah, si habituel chez Pistoletto), avec étonnement.

Après, aux étages, les treize protagonistes (une seule artiste femme, Marisa Merz) ont chacun son propre espace. Et le visiteur le temps d’aller à chaque fois plus loin, plus profond. Et se rendre compte oui, s’il y a eu les toutes premières expositions, ensemble, que ces rétrospectives en miniature témoignent de la diversité des démarches et des créations. Même si elles peuvent être toutes rassemblées sous telle étiquette, essentielle, empruntée à Boetti, à un somptueux diptyque, stylo à bille sur papier, marouflé sur toile : *Mettere al mondo il mondo*. Ambition démesurée à partir de moyens les plus réduits. ●



T
A
B
L
O

L I V R E

Dessine-moi une maison

Étienne Duval est architecte, mais aussi illustrateur (parfois pour le *Land*). Avec *Deux lits chez Billie*, il rassemble ces deux aspects : c’est une histoire d’architecture dessinée pour les enfants. L’argument de départ est simple : Billie va bientôt avoir un petit frère qui dormira dans sa chambre.

Mais la fillette n’a pas du tout envie de partager son espace. Elle part alors dans la forêt pour construire sa propre maison. Elle y rencontre l’architecte Astor le Castor. Cette rencontre va changer son point de vue et transformer ses projets. Le livre d’une approche facile, mais il délivre aussi des messages sur la densité urbaine (« les maisons sont construites sur de grands terrains et il ne reste plus de place »), l’économie des ressources ou la diversité architecturale. Il explique aussi le travail avec l’architecte de manière un peu didactique. Finalement, le récit offre une sorte de morale sur le renoncement : Puisqu’on ne peut pas tout avoir, il faut avoir de l’imagination et chercher

des solutions. *Deux lits pour Billie*, aux Éditions Guy Binsfeld existe aussi en version luxembourgeoise sous le titre *Billie, Biber, Briddchen*. Une lecture de l’ouvrage est programmée au Opderschmelz de Dudelange à l’occasion du Kannerbicherdag le 27 janvier. FC

N A C H R U F

Feuer auf Kupfer

Meterhohe Kupferblätter, die dank einer Flamme ungesehene Farben preisgeben. Muster, die an Rorschach-Tests und abstrakten Expressionismus erinnern. Kalligrafien-artige Bilder aus Chinesischer

Tinte, verspielte afrikanische Holzminiaturen: Der Künstler Arthur Unger hinterlässt ein variiertes Lebenswerk. Zuletzt schrieb er in der Pandemie zu seiner Serie „Nous les otages“: „En ces temps difficiles, je m’évertue à traduire ce que je ressens dans des dessins (...) de têtes et visages qui sont vides et symbolisent notre vide intérieur ou notre solitude et désarroi. (...) L’encre de Chine est, pour moi, l’artiste, le moyen le plus approprié pour exprimer d’une façon abstraite ou semi-abstraite ce que je ressens et n’arrive pas à formuler dans des mots.“ Arthur Unger zog nach seinem Kunststudium in Belgien nach Kongo, wo er fünf Jahre lang mit den

Lunda- und Baluba-Stämmen lebte. Diese Zeit, und die späteren Reisen auf den Kontinent, prägten ihn und seine Kunst nachhaltig – afrikanische Motive ziehen sich wie ein roter Faden durch sein Schaffen. Ab 1968, als er wieder in Luxemburg lebte, entwickelte er die Feuer-auf-Kupferblatt-Technik, die er „Pyrochimiogramm“ nannte und der er immer wieder nachging. Seine Kunst wurde in über 80 Ausstellungen gezeigt. 1971 wurde er mit dem Prix Grand-Duc Adolphe, 2017 mit dem chinesischen Phoenix Art Prize ausgezeichnet. Arthur Unger ist vergangenen Sonntag im Alter von 92 Jahren gestorben. SP

S Ü D E N

Josée Hansen,

langjährige Kulturjournalistin und später Chefredakteurin dieser Zeitung, wechselt zum 1. März aus dem Kulturministerium in die Gemeindeverwaltung der Minettmetropol Esch/Alzette, wo sie den Kulturservice verantworten wird. Sie würde sich auf die „extrem interessante“ Stadt freuen, auch auf die Herausforderungen, die auf sie zukommen, erklärte sie kürzlich auf *100,7*. Mit den Querelen um Richtung22 und der Fresch Asbl gibt es einige. Doch „wenn es einfach wäre, wäre es langweilig“, sagte Josée Hansen. SP

„Ech simuléieren ëmmer méi“

IIII Jeff Schinker

Wéi vill Glafwierdegkeet kann een der Erzielung vun enger Persoun accordéieren, déi vun der Wourecht absolut näischt hält an am Géigendeel esou ee grouse Frënd vun der Ligen ass, dass si esou guer enger Persoun, déi si jorelaang finanziell beduckst huet, net wierklech ka rose sinn? Wéi vill Wourecht stécht an der Erzielung vum Sascha Rink – enger Erzielfigur, déi sech spillen iwwer gesellschaftlech Normen ewech setzt, d'Aarbechtswelt fir eng Ausbeutung an eng Zäitverschwendung sonner gläichen hält, et op der „schifer Bunn vill méi spannend“ fënnt wéi op der riichter, sech selwer als „Hardcore-Fantast“ bezechent a mat 24 Joer der Meenung ass, net just mat der Aarbechts-, ma och mat der Welt am Grousse ganzen ofgeschloss ze hunn?

Well de Banquier Rutenschneider een CV vun him verlaangt, dat, fir ze préiwen, ob de Mann fir déi vun him ugefrote Kredit fir de Projet SICK (den Akronym gëtt op dëser Plaz aus Spoiler-Alert-Grënn net opgeléist) eligibel ass, fänkt den am Joer 2000 gebuerene Sascha un, säi Curriculum néier ze schreien oder ze fuebelen, fräi nom Motto: „Alles erfonnt. Alles wouer.“ Dass ee Curriculum dobäi fir gewéinlech net méi wéi e puer Säite soll hunn, ass dem Rink egal – wie vill litt, kënnst ebe séier op 650 Säiten.

Dobäi gëtt net just d'Iddi vun der Iwwerpréifbarkeet vun der Erzielung, ma och d'Notioun vun der Onzouverlässigkeet vum Erzieler quasi annulléiert: De Sascha Rink gëtt ganz kloer ze verstoen, dass net just d'Wourecht relativ ass, ma et och relativ egal ass, wat genee hei wouer ass a wat net. An enger Welt, déi fräi nom Baudrillard vu Simulanten a Ligen nëmmen esou wimmelt, eng Welt, an där de kranke Konkurrenzkampf no méi Goss a méi Wuelstand op alle soziologeschen Ebenen d'Zesummeliwe kontaminéiert a just nach sozialdarwinisteschem mam Ielebou gespillt gëtt, enger postfaktescher Welt, an där d'Wourecht zu enger vu villen Narratiounen degradéiert gouf, interesséiert et kee méi, ob eng *success story* reell oder gefuebelt ass – Haaptsaach, si rappt mat. An domat kann de Sascha Rink dann och heiansdo eng erzielten Episod „nei lancéieren“, well em den éischten Ulaf net gefall huet – ee postmodernen Trick, deen de Fuerscher Brian Richardson „denarration“ genannt huet.

Scho während senger Kandheet stellt de Sascha fest, dass d'Aarbechtswelt méi oder wéineger déi schlëmmsten Eegenschaften an de Mënschen ervirriff: Ganz egal, ob et der Mamm hir Selbstversklavung an hirem Coiffeurssalon Anika ass oder dem manipulativen a schmierigen Assurancenheim (entschëllegt de Pleonasmus) vu Papp säi Parcours uechtert ee sinistériert Land, ëmmer bereet, sinistériert Wittfrae mat sengem Jargon an noutfalls och sengem Kierper iwwert déi sëllegen Iwwerschwemmungen an aner Onglécker ewech ze tréischen – schaffe goen heescht sech ënnerwerfen, bedeit, een absurd Liewe mat nach méi Absurditéit ze fëllen. Wie schaffe geet, brauch d'Léie wéi de Sauerstoff, sief et, fir sech wéi de Jean-Serge u seng Clienten erunzemaachen oder wéi d'Anika hirem Leed mat gespillter Empathie ze begleeten.

D'alternativ Beruffs- oder ebe Liewensweeër? Phlegmatiker, Kritiker, Stoiker, Philosoph, Simulant, Ligen, Schallek oder eben eng gesond Mëschung aus all deem, wéi de laut eegener Ausso fréiräife Fraeschwarm Sascha et schonn a fréiem Alter begräift. „Meng Mamm huet keng Anung. Si versteet net, datt ech op engem ganz aneren Niveau mat hire Clientë verkéieren, ech suergen derfir, datt hire batteren Alldag verschwénnt hannert engem faarwege Paravent aus imaginäre Geschichten. D'Wourecht ass ëmmer klengkaréiert, mee d'Ligen ass generéis, si kennt keng Grenzen, et kann een se spillen ausbauen a multiplizéieren (!), wat ee méi litt, wat ee besser drop ass. Ech si jo selwer dat beschte Beispill.“

Fir seng Karriär als Ligen a Simulant inspiréiert hien sech bei verschidde Figuren, déi him iwwert de Wee lafen an déi hien, am Géigesaz zu der depressiver Mamm an dem verlugene Papp, eescht huele kann, dat, well si d'Liewen eben als dat huelen, wat et ass: eng salle d'attente, an där een op den Dout waart an an där een näischt anescht maache kann, wéi sech a seng Matmënschen eben e bëssen ze ameséieren. „De Mënsch ass en Dreck, d'Liewen ass eng Farce, alles leeft just drop eraus, datt den homo sapiens als e Gräppchen Äschen de Schäissbiereg erfoget. Dat ass dach ee bommfest Argument fir eng Existenz, an där d'Aarbecht keng Roll spillt. Firwat soll een sech fréizäiteg mat Schaffe vrecktmaachen, wann d'Vreckecht souwisou vun Ufank un um Programm steet.“

Goss ass dem Guy Rewenig seng Äntwert op dem Nico Helmingen säi *Menn Malkowitsch*: Et sinn net just der Hauptfigur hir rebellesch, widderspensteg Positioun um Rand vun der Lëtzebuerger Gesellschaft an déi kritesch, erfrëschend gehäseg Visioun vun enger verwinnter Natioun oder eben d'Längt an d'Ambitioun vum Roman selwer, déi un dem Helmingen seng komplex Fiktioun erënneren, ma och formal Detailer wéi verschidde stilistesche Tournuren, d'Spill mat dem Numm vun der Minetter Stad, aus där de Sascha kënnt, oder d'Extraiten aus dem Sascha sengem Notizheft, déi op dem Malkowitsch seng Schmuddelhefter verweisen.

Dem Sascha Rink seng beruflech Erfahrungen erginn dobäi ee Kaleidoskop vu Lëtzebuerger Wuelstand an Hypokrisie: Als *Housesitter* an engem gliesene Bunker mat Better, déi méi deier si wéi esou munch Krescher Wunneng, kuckt hien net just de gelangweilten Noperen no, bei deenen esou guer dat ritualiséiert Friemgoe vu Langweil sténkt, ma stellt och fest, dass de steeräichen Awunner vum doudegen Nidderaanwen owes am Proletariatscafé fir senger Liewe gär Hierken esst; als bäigepaffte Member vun enger Kënschtlerclique freet hien sech, wéi déi Leit all kënnen de léiwe laangen Dag näischt fuuschten ausser sech op Premièresfeieren a Vernissagen d'Panz vollzeschloen an nawell finanziell iwwert d'Ronnen ze kommen. Egal, wéi vill dem Rewenig säi Rink fuebelt: Hien analyséiert mat Schaarfsënn a vill bësseger Ironie d'Widderspréch vun engem Land, an deem d'Leit vu villem Goss net wëssen, wat se solle mat sech an der Welt ufänken.

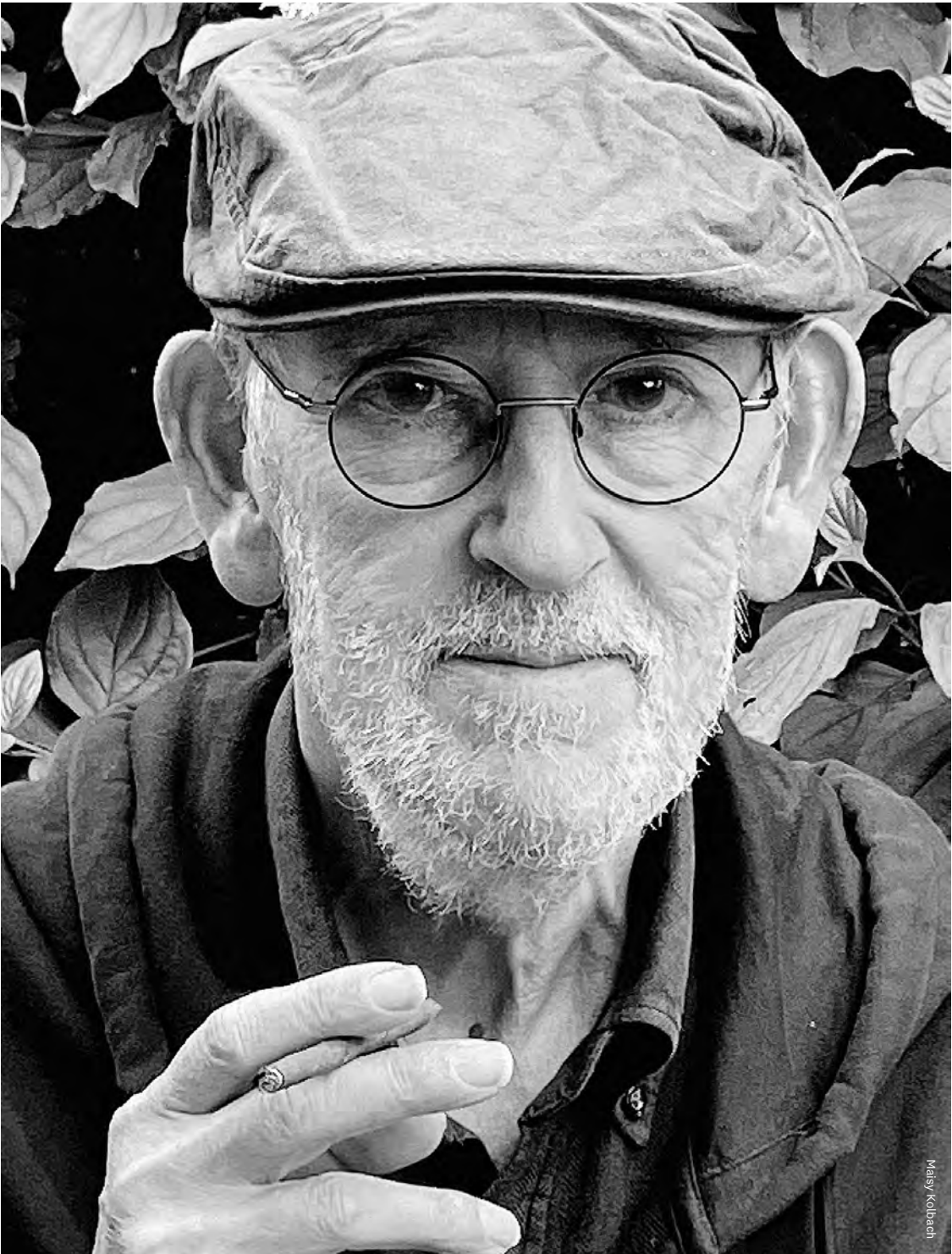
Och sproochlech gesinn ass de Roman ee Freedefeier u bësaarten Tournuren – de Sascha versteet sech als Sproochkënschtler a fänkt schonn a jonkem Alter un, komplex Wierder ze sammelen, ënert anerem, well säi Papp sech esou geschwollen ausdréckt, dass dat nëmme konnt op de Bouf offierwen, ma awer och, well de Sascha weess, dass Rhetorik a sproochlech Flexibilitéit wichteg sinn, fir sech am neoliberalen Alldag als Geschichtenerzieler duerschzeschloen. Hannert all

Goss vum Guy Rewenig
ass ee méi wéi gelonge
Comeback vum
Lëtzebuerger Roman

komplexem Wuert steet am Roman een Ausruffzeechen, déi der Erzielung gläichzäiteg hire Rhythmus ginn an déi sproochlech Komplexitéit ironesch kommentéieren.

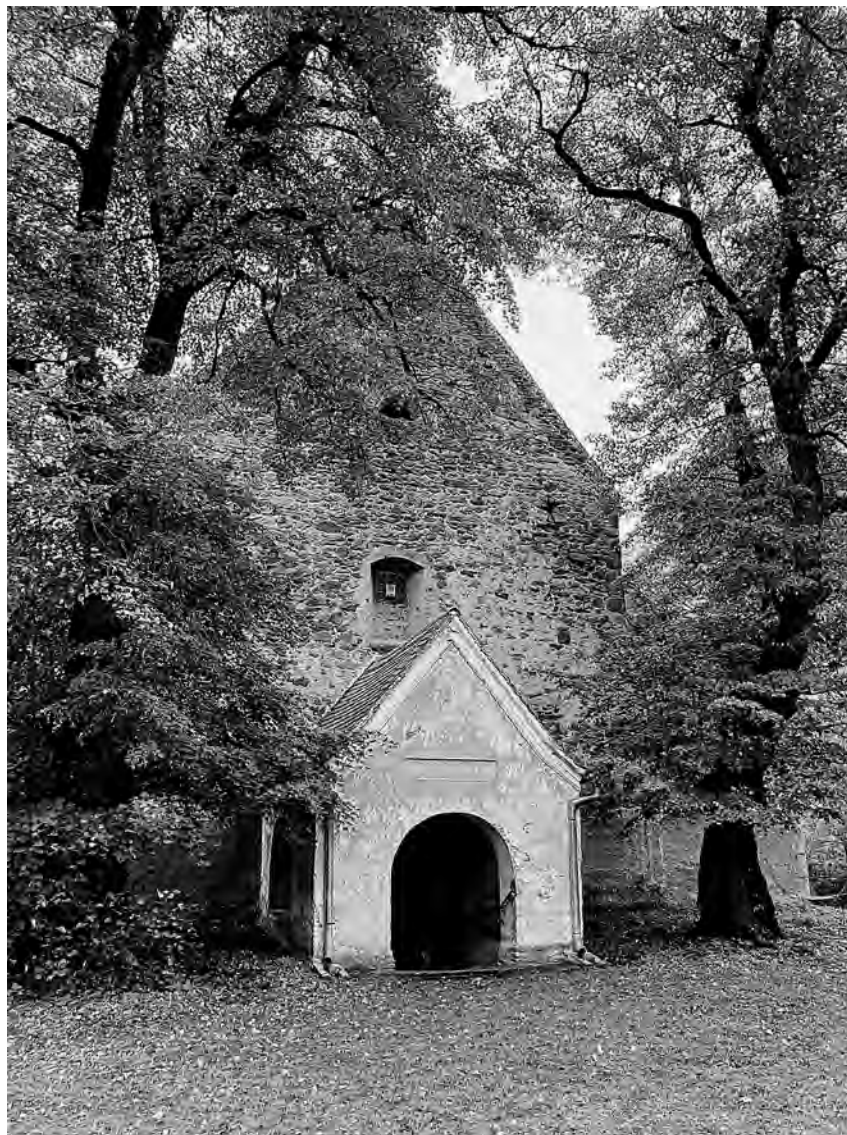
Géint der Enn gëtt de Roman licht redundant, souwuel a sengen Episode wéi a sengem Stil, ganz keeft een dem Auteur säi Generatioun-Z-Erzieler net ëmmer of (trotz senger kritescher Haltung wier ee 24-järegen Erzieler vläicht méi vun der Digitaliséierung vun eiser Welt geprägt, wéi de Rink dat ass) an de Rewenig verfält dann heiansdo och a seng Manéier, fragmentéiert Kapitele wéi Pärelen uneneenzereien, ouni dass een hir Noutwennegkeet an der narrativer Ökonomie (hei handendrun hätt de Sascha een Ausruffzeeche gesat) géif gesinn. Stéieren deet dat net wierklech, bei 650 Säiten hätt ee just verschidde manner reusséiert Kapitele kënnen sträichen.

Viru Joren hat ech eemol geschriwwen, et wier schued, dass de Guy Rewenig esou dacks kuerz Texter verëffentlecht, an deenen d'Grandeur vu senger fréiere Romaner oft just plazeweis opgedacht war, an hat mer ee méi ambitieus Wierk gewënscht. Goss ass definitiv, mat e puer Ofstrécher, ee méi wéi gelonge Comeback zum Lëtzebuerger Roman, deen een zynesch, batteren, ma oft touchanten an éierleche Portrait vum Iwwerliewen an engem ëmmer méi sënnslosen a lächerlechen 21. Joerhonnert zeechent. ●



Den Auteur
Guy Rewenig

Maisy Kolbach



Die Wehrkirche

Sommersachsen
besuchen die Kirche

In Rothberg bei Eginald Schlattner

IIII Stéphanie Majerus

Der Bestsellerautor und Pfarrer lebt in Transsilvanien. Luxemburger sahen einst in den Siebenbürger Sachsen „Auslandsluxemburger“

Der Pfarrer Eginald Schlattner wird mit einem Zweisitzer-Elektromobil an die 800 Jahre alte Kirche im siebenbürgischen Rothberg gefahren. Protestanten wird Pünktlichkeit nachgesagt, dieses Stereotyp hat Schlattner gebrochen – er kommt fast 30 Minuten verspätet. Im Innenraum wollen zehn Menschen Platz nehmen. Das geschieht nicht ganz reibungslos, da zuvor noch eine brüchige Holzbank zurechtgerückt werden muss. Während des liturgischen Einstiegs lehnt sich der 91-jährige Schlattner mit beiden Ellbogen auf den Altar. Vor ihm steht ein Totenkopf, ein Symbol aus dem rumänisch-orthodoxen Christentum; er soll die Besiegung des Todes durch den Tod Christus veranschaulichen. In seiner rumänischen Predigt geht Schlattner darauf ein, dass er sich in den 1990er-Jahren gefragt hat, ob er in Rothberg vereinsamen wird. Nach dem Sturz des Ceaușescu-Regimes sind fast alle Deutschrumänen in den Westen ausgewandert. „Die Letzten beißen die Hunde, besagt das Sprichwort“, sinniert Schlattner. Tatsächlich hielt er 16 Jahre lang seinen Gottesdienst alleine in der Rothberger Kirche ab. „Als meine Bücher schließlich Erfolg hatten, kamen wieder Menschen – die Letzten beißen also doch nicht die Hunde.“

In seiner deutschsprachigen Ansprache sagt er: „Hitler, Mussolini, Stalin haben den Himmel auf Erden versprochen.“ Jesus aber habe gesagt, wer ihm folge, habe keinen einfachen Weg vor sich. Der spirituelle Weg sei ein vagabundenhafter. Er geht auf die nahe Vergangenheit der Siebenbürger Sachsen ein: Sie glaubten, ihre Gemeinschaft sei durch die Zwangsverschleppung durch die Russen, die sie als Siegermacht nach dem Zweiten Weltkrieg als Zwangsarbeiter beim Wiederaufbau einsetzten, zerbrochen. Es wird vermutet, dass 10 000 bis 16 000 Deutschrumänen in den sowjetischen Arbeitslagern umkamen. Er aber sage, Hitler habe die sächsischen Familien bereits 1943 zerschlagen, als er die Männer zur Beteili-

gung an der Waffen-SS aufrief. „Das Kommen der Deutschen hat die Familien zerstört.“

Gekommen waren die Siebenbürger Sachsen ursprünglich aus Westeuropa, dem heutigen Luxemburg, Rheinland, Lothringen und Belgien. Eingeladen wurden sie im 12. Jahrhundert von dem ungarischen König, um die Handelsrouten in den Südkarpaten zu stabilisieren. Nach der Reformation wurden die katholischen Kirchen der Sachsen zu protestantischen umgewandelt; bis heute prägt das evangelisch-lutherische Selbstverständnis die kulturelle Identität der Sachsen. Es ist eine der wenigen deutschsprachigen Gemeinschaften, die keinen Feudalismus kannte; überdies legte sie einen hohen Wert auf die Ausbildungspflicht der Ärmsten und strebte soziale Gleichheit an. Unter Erna Hennicot-Schoepges (CSV), die von 1995 bis 2005 Kulturministerin war, wurde in Luxemburg wieder vermehrt über Transsilvanien und die sächsischen Mundarten diskutiert. Sie bahnte den Weg dafür, dass Luxemburg-Stadt und Sibiu als West-Ost-Tandem für 2007 als europäische Kulturhauptstädte ausgewählt wurden – in dem Jahr, als Rumänien der EU beitrug. 2019 gab es eine erneute Annäherung: EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker wählte Sibiu als Austragungsort eines EU-Gipfels. Aus „rein luxemburgischen Gründen“ habe er sich für die Stadt entschieden: „Ich wollte der historischen Propaganda der Deutschen ein Ende setzen, die behaupteten, dass sie es waren, die Siebenbürgen bevölkerten. Das ist falsch. Die Luxemburger waren die ersten“, sagte Juncker gegenüber dem rumänischen Sender *Digi24* (7.5.2019). Das war dick aufgetragen; wenngleich nicht rein fiktional, so ist der Topos der Luxemburger als Erstbesiedler von Siebenbürgen konstruiert. Wer und was war Luxemburg im 12. Jahrhundert? Wie viele vereinzelte und zerstreute Gruppierungen

zogen los? Wer schloss sich der Auswanderungswelle der Westeuropäer im Verlauf ihrer Migration unterwegs an? Als Juncker für den EU-Gipfel nach Sibiu reiste, behauptete er außerdem im Sender *Digi24*, er unterhalte sich problemlos mit dem aus Sibiu stammenden rumänischen Präsidenten Klaus Johannis auf Luxemburgisch.

Ein paar Tage vor dem Besuch in Rothberg hielt die emeritierte Sprachwissenschaftlerin Sigrid Haldenwang in ihrem Büro an der Lucian-Blaa-Universität in Hermannstadt einen Vortrag. Die schmächtige Achtzigjährige sitzt vor ihrer Brockhaus-Enzyklopädie; in ihrem Büro steht ein braunes Sofa aus der Zeit vor der Revolution. „Bereits 1768 hat ein luxemburgischer Jesuitenpater in seinem Tagebuch vermerkt, in Siebenbürgen spreche man ähnlich wie die Luxemburger“, sagt Haldenwang. Die These einer eindeutigen „Herüberpflanzung“ des Moselfränkischen wurde jedoch 1905 endgültig verworfen. „Zwar hat das Sächsische die meisten Gemeinsamkeiten mit dem Luxemburgischen und den Mundarten rund um Köln und Trier, aber in Siebenbürgen haben sich germanische Dialekte neu gekreuzt und mit der Zeit gewandelt. Man schaltet und waltet auf eigene Weise mit dem mitgebrachten Wortgut.“ An altromanischen Lehnwörtern könne man die Verwandtschaft der Sprachen allerdings festmachen, wie an dem Wort *Șteip* /*Stäip* (Stütze).

Im phonetischen Bereich ist zudem im Luxemburgischen und Sächsischen ein gutturalisierter Sprachgebrauch zu beobachten – das heißt, die Artikulation eines Lautes verschiebt sich in Richtung Rachen. Zum sächsischen Wortschatz gehören aber auch Entlehnungen aus dem Rumänischen und Ungarischen, und mit der Zeit wurden oberdeutsche und ostmitteldeutsche Elemente aufgenommen, erklärt Haldenwang. Vergleiche seien

ohnehin schwer zu ziehen, da sowohl die deutschen Mundarten im Osten als auch im Westen Europas Veränderungen unterliegen. „In der Eifel und in Luxemburg haben sich die Mundarten allerdings weniger stark am Hochdeutschen orientiert, bedingt durch die abseitige Verkehrslage. Weil die Oberschicht in Luxemburg Französisch sprach, konnten sich, anders als im rheinischen Sprachgebiet, sozusagen veraltete Sprachelemente zudem länger halten.“ Der Sprachwandel war im Moselfränkischen demnach weniger markant, was den Vergleich mit dem Siebenbürgisch-Sächsischen erleichtert. In einem Nebenzimmer des Büros der Linguistin befinden sich Schränke voller Karteikarten mit siebenbürgisch-sächsischen Wörtern. Zur Auswertung fehlt es an Sprachkennern; am Germanistischen Institut in Sibiu lernen keine Sachsen mehr, sondern rumänische Muttersprachler – ihr Deutsch ist das Standarddeutsche. Digitalisiert wurde das Wortgut ebenfalls noch nicht. Sieben Bände des *Siebenbürgisch-Sächsischen Wörterbuchs* hat die Sprachwissenschaftlerin allerdings herausgebracht – ein lexikografisches Großprojekt, das sie 1975 begann. „Ich saß manchmal bis nachts um drei Uhr hier im Institut“, kommentiert sie den Arbeitsaufwand.

Ob jemand Orgel spielen könne, fragt Schlattner in der Kirche in Rothberg. Ein Theologe aus Sibiu versucht sich an der Orgel. Es gelingt ihm, ein paar Töne aus der Orgel herauszupressen. Nur noch das Register der höheren Töne ist funktionsfähig. Schlattner geht anschließend auf seine Inhaftierung im Dezember 1957 ein: Es geschah unter dem kommunistischen Regime, als er in Klausenburg (heute Cluj) im letzten Semester Hydrologie studierte. „Man hatte mir eine Blechbrille auf die Augen gesetzt, damit ich nicht sehe, wo ich mich befinde.“ Durch den Glockenton konnte er jedoch feststellen, dass er in Kronstadt (heute Brașov) war. Er erinnere sich an endlose Verhöre, tagelanges



Die Linguistin Sigrid Haldenwang



Eginald Schlattner mit seinem Bundesverdienstkreuz

Alleinsein, das Auf- und Abgehen in einer Zelle von sieben Quadratmetern ohne Tageslicht. „Zwei Jahre und zwei Tage war ich in Zelle 26 eingesperrt.“ Um nicht verrückt zu werden, habe er mathematische Gleichungen in seinem Kopf gelöst. Als er wieder frei war, sei seine Haut porös gewesen; sie war kein Licht mehr gewohnt: „Ich musste mich wie ein Astronaut verkleiden.“

Schlattner wurde als Leiter eines studentischen Literaturzirkels festgenommen. Der Securitate, dem kommunistischen Geheimdienst, ging es darum, nach stalinistischem Muster geistig-intellektuelle Unabhängigkeiten zu zerschlagen, und sie forderte Schlattner in einem Schauprozess auf, belastende Aussagen gegenüber seinen Autorenkollegen zu machen. Diese wurden zu 95 Jahren Haft verurteilt. 2007 erläuterte Schlattner in einem *Spiegel*-Interview, dass er nach dem Fall des Regimes in seinen Akten nachlesen konnte, dass jeder gegen jeden ausgesagt hatte. Niemand aber habe lebenslänglich gegessen: „Keiner war mehr als viereinhalb Jahre weggesperrt.“ Dennoch stehe er zu seiner Verantwortung – „zu dem, was unter meiner Hand verdorben ist, anderen durch mein Tun und Lassen an Leid zugefügt worden, an Leid geschehen ist“. Seine Erinnerungen an die Zeit im Gefängnis hat Schlattner in seinem Buch *Rote Handschuhe* festgehalten. Kritiker bezeichnen es als ein „typisches Stück europäischer Literatur des 20. Jahrhunderts“. Schlattner entgehe der „Moralisierungsfalle“, indem er seine Geschichte durch „bestürzende Evidenz“ zu erzählen wisse (*Tagesspiegel*). Manche reihen Schlattners Epochenromane in ihrer Gesamtheit hinter Thomas Mann ein.

Nach dem Gottesdienst lädt Schlattner zu sich nach Hause zum Mittagessen ein. In seinem Garten stehen drei Esel. Seine aus Deutschland angereiste Tochter erzählt, er habe sich einen Esel für seinen 90. Geburtstag gewünscht. „Da dieser einsam war, kam einer hinzu, und die haben nun ein Kind bekommen.“ Die Anwesenden löffeln in der Stube Bohnensuppe. Das mehr als hundertjährige Bauernhaus ist mit dunklem Parkett ausgelegt; an einer Wand hängen Porträts, die Künstler von Schlattner gezeichnet haben. Die meisten der Anwesenden sind sogenannte „Sommersachsen“ – Auswanderer, die über die Sommermonate in Rumänien leben. Ganzjährig leben hier nur noch 23 000 Rumäniendeutsche als rumänische Staatsbürger; 1930 waren es fast

800 000. Am Tisch sitzt Herbert; er erwähnt, dass er 1976 mit zwanzig Jahren nach Deutschland ausgewandert sei, aber seit seiner Rente die Sommermonate in Siebenbürgen verbringe. Was fühlt er, wenn er zurückkommt? „Melancholie, Nostalgie, Traurigkeit.“ Er erinnert sich an eine Gymnasialzeit, in der die Securitate gelegentlich vorbeischaute, um Jugendliche zur Bespitzelung anzuheuern. „In den 1970er-Jahren herrschte das Gesetz der Faust, es gab viele Schlägereien zwischen Deutschen und Rumänen“, sagt er.

Wenn er jetzt nach Rumänien zurückkehre, sei es jedoch ganz anders. Die Rumäniendeutschen seien eine geschätzte Minderheit, und es sei erfrischend zu sehen, wie Osteuropa und dessen Jugend aufblühten. Der *Land*-Korrespondent Mirel Bran schrieb mehrfach, dass die Auswanderung der Rumäniendeutsche als *hémorragie* erlebt worden sei. Rumänen vermissten sie als Bollwerk an der ungarischen Grenze und schätzten ihre Tüchtigkeit in wirtschaftlichen Fragen. Zumindest der deutschsprachige Physiklehrer Klaus Johannis wurde von den Rumänen mit politischen Ämtern betraut. Im Jahr 2000 wurde er erstmals zum Bürgermeister von Sibiu gewählt, und 2014 zum Präsidenten. Thomas, ebenfalls ein pensionierter Siebenbürger Sachse, der auch am Tisch sitzt, hat Rumänien erst nach der Revolution verlassen, „weil Heimat Heimat ist“. Er spricht mehrere Sätze auf Sächsisch, doch da Eginald Schlattner mit Hochdeutsch aufwuchs, wird am Tisch Hochdeutsch gesprochen. Wörter wie „Bësch“ für Wald, „sich lounen“ für sich lohnen oder „rieden“ für reden kommen der luxemburgischen Sprache nahe. Der Holzschuhe tragende Lastwagenfahrer Christian erzählt von seinen Tankstopps in Luxemburg. Meistens habe er in Berchem getankt, einmal aber habe er an einer Tankstelle in einem Dorf angehalten: „Das war irre, die reden ja wie die Sachsen, habe ich gedacht. Also habe ich die Tankstellenbetreiber gefragt, ob sie wissen, was Sächsisch ist. Aber die kannten das nicht.“

Als sich das völkische Denken im 19. Jahrhundert breit machte, deuteten Luxemburger die Siebenbürger Sachsen über die Dialektgemeinsamkeiten gar als „Auslandsluxemburger“, wie der Historiker und *Land*-Journalist Bernard Thomas in *Le Luxembourg dans la ligne de mire de la Westforschung* (2011) darlegt. Der junge und kleine Nationalstaat wollte sich größer fühlen, als er war; da kam das Konzept einer über das Territorium hinausgehen-

„Die Luxemburger waren die ersten“

Jean-Claude Juncker gegenüber dem rumänischen Sender *Digi24*

den Volkszugehörigkeit gelegen. In der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg wandte sich der Topos der Auslandsluxemburger jedoch gegen das Großherzogtum: Eine Exkursion von Siebenbürgern ins Ösling sollte die Luxemburger für die reichs- und volksdeutsche Sache gewinnen. Die Aufforderung lautete: Wenn sich Rumäniendeutsche dem Nationalsozialismus anschließen, warum nicht auch Luxemburger? Bis zu 100 Sachsen wollte der Luxemburger und nationalsozialistische Historiker Adolphe Winandy einladen, wie Bernard Thomas dokumentiert hat.

Der Bonner Historiker Franz Steinbach rät schließlich in einem Brief davon ab: „Man ist allgemein der Ansicht, dass eine Massenfahrt von 80–100 jungen Leuten nach Luxemburg nicht nur auf die größten Unterbringungsschwierigkeiten stößt, es bestehen auch Bedenken grundsätzlicher Art, ob das geplante Auftreten in Tracht, Singen von Volksliedern und Rezitationen in Mundart eine für den Westen Erfolg versprechende Art volksdeutscher Propaganda darstellt. Jedenfalls sollte der Versuch nach sorgfältigster Vorbereitung zunächst einmal mit einer wesentlich kleineren Gruppe, nur Siebenbürger Studenten, gemacht werden. [...] Es ist auch nicht zu verhehlen, dass die protestantischen Siebenbürger, so sehr auch Luxemburg als ihre Stammheimat bekannt ist, in dem restlos katholischen Ösling nicht so ohne Weiteres Fuß fassen.“

Schließlich fährt eine kleine Gruppe nach Mersch und Umgebung, da der damalige Bürgermeister von wegen seiner „deutschen Gesinnung“ bereit war, sich der Organisation anzunehmen. Die beteiligten Historiker bezeichneten den Austausch als „einen schönen Erfolg“. Die Luxemburger waren jedoch stärker gegen volks- und reichsdeutsche Narrative immunisiert als die Rumäniendeutschen. Einer der Gründe lag wahrscheinlich darin, dass sich das Großherzogtum zu diesem Zeitpunkt als Nationalstaat konsolidiert hatte und

sich bewusst von Deutschland abgrenzen wollte. Die sächsische Minderheit hingegen sah sich insbesondere seit dem 19. Jahrhundert durch Ungarn und dessen Magyarisierungspolitik immer wieder bedroht. Deshalb waren die Siebenbürger Sachsen offener für eine Annäherung an Deutschland – und letztlich auch für die nationalsozialistische Ideologie.

Die Vielfalt der Kulturen und Nationen macht heute den Reichtum von Europa aus – und ist zugleich Dauerherausforderung. In den Nullerjahren erachtete Schlattner in dem Zusammenhang Rumänien als Vorbild: „Die Achtung vor dem Andersartigen wird hierzulande gelebt“, sagte er im *Spiegel*. In Rumänien koexistierten unterschiedliche Religionen und Minderheiten könnten Schulen in ihren Muttersprachen betreiben, wie auch die turksprachigen Tataren. Und es sei möglich ein loyaler Staatsbürger zu sein, ohne dem Kulturkreis der Mehrheitsgesellschaft anzugehören; es müsse hierfür jedoch einen Konsens gegenüber bestimmten Wertvorstellungen geben. Erst vorgestern wurde Rumänien in den Schengenraum aufgenommen. Doch das Balkanland, das *Land*-Korrespondent Mirel Bran stets als frankophil und proeuropäisch bezeichnete, zeigte vor einem Monat, dass nationalistische und prorussische Kräfte derweil hochkochen. Ob es seinen europäischen Vorbildcharakter behalten wird, ist offen.

Nach dem Mittagessen in Rothberg zieht sich der 91-jährige Schriftsteller und Pfarrer in sein Zimmer zurück, um sich auszuruhen. In seinem Wohnzimmer serviert seine Tochter den Gästen noch eine Runde Getränke. Herbert wirft ein, wer schon wissen könne, ob es ein Leben nach dem Tod gebe. Selbst große Denker wie Einstein hätten keine letztgültige Erklärung für die Zeit gefunden. „Glaubt Eginald an ein Leben nach dem Tod?“ fragt er seine Tochter. Sie wisse es nicht. Einst hatte der Pfarrer ein turbulentes Verhältnis zum Glauben. Mit 19 Jahren schrieb er sich in sein erstes Theologiestudium ein; er wollte die Bibelerzählung als Lügengeschichte entlarven; die jahrtausendealte Institution habe jedoch keinen Kratzer von der Karambolage mit einem 19-Jährigen davongetragen. Mit 40 Jahren nahm er das abgebrochene Theologiestudium erneut auf. Diesmal als Gläubiger: „Wir sind verantwortlich für das Antlitz Gottes in der Welt“, schlussfolgerte er an der Universität Cluj in einer Rede 2018. ●

L'image engagée

IIII Marianne Brausch

Être au monde avec le monde. Derrière la subtile esthétique de la photographie engagée d'aujourd'hui. À voir à la Arendt House



Déconstruction avec humour du corps féminin idéalisé

Esthétiques ? Assurément. Mais, s'agissant d'autoportraits, on peut voir actuellement dans le lounge d'Arendt House, plusieurs manières de renvoyer l'image de soi à un engagement sociétal, économique, politique, écologique. L'exposition *Me, Myself & Us* est la deuxième réalisée par Paul et Claire di Felice, associés comme curateurs au sein de MAI contemporary, après *True Fiction* (d'Land, 28.06.2024). *Me, Myself & Us*, qui présente des autoportraits, est « dans la continuation du vrai, d'un engagement », dit Claire di Felice. C'est l'aspect sociétal qui lui tient le plus à cœur et quelle souhaite mettre en avant, même si ce n'est pas évident à décrypter au premier coup d'œil.

Vu par la lorgnette d'Internet, on nous renvoie aussi des images lisses de l'individu. Mais c'est une image biaisée que les artistes de *Me, Myself & Us* dénoncent, un piège contre lequel ils luttent parfois aussi via des expressions plus « punchy ». C'est le cas de l'autoportrait de Cihan Çakmak, le regard volontaire, les mains puissantes. On voit, sous sa chevelure teinte en blond, encore mieux ressortir à travers son beau visage mat, une colère, une volonté de se défaire de la domination patriarcale clanique, de la condition de femme soumise dans une famille kurde.

L'affirmation de son identité à travers son corps aperçu quasi dénudé, ne va pas de soi. On le comprend par le grand châle épais qui protège Cihan Çakmak. Une autre artiste, dans ce binôme que l'on pourrait appeler « autoportraits aux tissus », qui voisine sur les cimaises de Arendt House, est Krystina Dul. Dans la série *The*

L'autoportrait de Lyle Ashton Harris est le plus saisissant de Me, Myself & Us

Burden I am Wearing, elle aborde son identité, ses origines polonaises. Dans une pose qui évoque les Vierges d'église, elle est aussi habillée comme d'un costume folklorique, mais avec ses soutien-gorge en épaulettes, une pile de tee-shirts bien pliée en coiffe sur la tête... La consommatrice, séduite et tentée par la *fast fashion*, a vidé son vestiaire. Krystina Dul montre tout le poids que pèse psychologiquement, ce fardeau pavlovien de l'achat d'habits fabriqués au détriment des droits humains et du travail à l'autre bout de la planète. Le regard n'est jamais frontal, les avant-bras posés dans le giron ou croisés, les traits las.

La révolte contre le système serait-il vain ? Est-il inutile de crier ? Zanele Muholl, à l'autre bout du lounge, a les traits d'une fascinante beauté. Le même fardeau semble peser sur sa tête que Krystina Dul, mais du point de vue du transport des marchandises, des traditions, de la soumission. Photographe africaine activiste, Zanete Muholl dénonce l'histoire coloniale du travail forcé avec sa cohorte d'abus.

On l'a dit, *Me, Myself & Us* est une exposition engagée. Certaines photographies font déjà partie de la collection Arendt & Medernach, le principe introduit par Claire di Felice étant de faire côtoyer des pièces qui s'y trouvent pour partie depuis longtemps avec l'évolution actuelle de la photographie : l'autoportrait de Lyle Ashton Harris jeune (Harris est aujourd'hui âgé de 59 ans), savamment éclairée, mise en scène. La colorisation comme brûlée de la pellicule, on dirait un *snap-shot* d'un fait divers — cheveux hirsutes, cicatrices sur le buste nu, pantalon avachi, slip visible, mains menottées — dramatise l'histoire sans fin des violences faites aux Afro-Américains. C'est, avec le cri libérateur de la Luxembourgo-espagnole Cristina Nuñez, l'autoportrait le plus saisissant de *Me, Myself & Us*. Auteure de la série *Self-Portrait Experience* réalisée avec des étudiants volontaires de l'Université du Luxembourg, elle revient avec son expression saisissante sur ce que nous portons en nous de poids des familles.

On comprend d'autant mieux l'expérience du « lâcher prise » qu'elle propose dans ses ateliers photographiques, quand on regarde les deux dyptiques *Somebody to Love*. Sans connaître l'histoire du portrait de son grand-père démultiplié en autant d'hommes et les séquences comme sorties d'un film lascif d'une danseuse, on imagine Cristina Nunéz dans le rôle d'une ancêtre de cabaret ou du grand-père propriétaire de ce genre de lieu d'exhibition et de consommation des femmes. Entre les origines juives de sa mère (l'autoportrait à l'étoile jaune a été pris à Auschwitz) et un oncle paternel partisan du régime de Sala-

zar, encourageant la dépolitisation de la population portugaise, le deuxième diptyque, dit une histoire familiale longtemps cachée.

On finira sur une note plus légère – du moins en apparence – du combat à travers l'autoportrait et de sa diversité d'expression des photographes artistes contemporains : sa « majesté » de l'anthropocène et les autres portraits fictionnels, aux fleurs flamboyantes de la série *Allegoria* d'Omar Victor Diop, questionnent le futur de l'environnement du Continent africain. Mais ne nous y trompons pas. L'allégorie esthétique vaut pour la nature et les animaux, pas pour l'homme.

Me, Myself & Us tel *Allegoria*, peut s'avérer un piège pour le visiteur de Arendt House, amateur de photographie « léchée ». La manière de la finlandaise Emma Sarpaniemi est enjouée. Avec ses airs de gamine effrontée voire dans la tradition des déguisements de l'américaine Cindy Sherman, Emma Sarpaniemi utilise son jeune corps tel une artiste contorsionniste. On laisse à chacun l'art de bien regarder ce que disent ce langage du corps et des accessoires : panier poule et citrons, ceinture taille fine en grosses boules.

Me, Myself & Us, est-ce qu'il vaut mieux s'appuyer les uns sur les autres aujourd'hui pour y arriver ? ●

Me, Myself & Us est à voir jusqu'en avril 2025. Arendt House, Luxembourg-Kirchberg. Ouvert au public le samedi et le dimanche.

d'LetzebuurgerLand

Fondé en 1954 par Carlo Hemmer, édité par Leo Kinsch de 1958 à 1983. Hebdomadaire politique, économique et culturel indépendant paraissant le vendredi. Publié par les Éditions d'Letzeburger Land s.à r.l., R.C.B 19029, N° TVA LU 12 12 40 22. La reproduction des articles et illustrations est interdite sans l'accord écrit de l'éditeur. **Gérant** Stephan Kinsch (48 57 57-1; land@land.lu), **Rédacteur en chef** Peter Feist (48 57 57-24; pfeist@land.lu), **Rédaction** France Clarinval (48 57 57-26; fclarinval@land.lu), **Stéphanie Majerus** (48 57 57-35; smajerus@land.lu), **Sarah Pepin** (48 57 57-36; spepin@land.lu), **Pierre Sorlut** (48 57 57-20; psorlut@land.lu), **Bernard Thomas** (48 57 57-30; bthomas@land.lu), **Mise-en-page** Pierre Greiveldinger (48 57 57-34; pgreiveldinger@land.lu), **Photos** Sven Becker (48 57 57-36; sbecker@land.lu), **Administration et publicité** Yi Ren (48 57 57-32; yren@land.lu) **Édition et rédaction** 59, rue Glesener L-1631 Luxembourg **Courrier** Boîte postale 2083, L-1020 Luxembourg **Téléphone** 48 57 57-1 **Fax** 49 63 09 **E-mail** land@land.lu **Internet** www.land.lu **Twitter** @Letzland **Facebook** d'Letzebuurger Land **Instagram** letzebuurger_land **Impression** Editpress S.A. **Prix par numéro** 6,50 € **Abonnement annuel** 220,00 € **Abonnement étudiant/e** 95,00 € **Compte en banque** CCPLLULL : IBAN LU59 1111 0000 5656 0000

Donglami, l’œuvre infinie

IIII Loïc Millot

C’est sous pavillon sud-coréen que l’on célèbre la nouvelle année à la galerie PJ. Fidèle à sa ligne éditoriale de faire connaître et de promouvoir des artistes émergents, issus principalement des continents européen et asiatique, le couple formé par Pierre Funes et Ji Sun s’est fait une place singulière au sein du paysage des galeristes messins. Preuve en est, le duo accueille jusqu’au 18 janvier 2025 une exposition de Dahea Sun, dont l’intitulé, *Donglami*, peut paraître bien étrange à qui ne connaît rien de la culture coréenne. Nul besoin cependant d’être initié pour en saisir la démarche, ni pour se montrer réceptif à ses œuvres minutieuses et délicates, réalisées le plus souvent au moyen de toiles comme le lin, le cachemire ou la soie. Une pratique qui confirme ces dernières années un regain d’intérêt pour l’art du tissage, comme en témoignent la redécouverte des œuvres et des écrits d’Anni Albers¹ ou encore, plus près de nous, l’exposition de Chiharu Shiota qui se tient actuellement au Grand Palais (Paris).

Le terme donglami désigne, en coréen, une forme circulaire, symbole de perfection, d’absolu et d’éternité pour la plasticienne Dahea Sun qui en a fait l’unité fondamentale de son langage artistique. Non figuratives, et majoritairement recouvertes d’une teinte bleue (mais aussi noire, en certain cas), ses œuvres de tissu donnent vie à des compositions géométriques, selon un système modulaire rigoureux appliqué d’œuvre en œuvre, fruit d’une tradition aujourd’hui inscrite au patrimoine culturel de l’humanité de l’Unesco. Son principe repose sur une unité élémentaire, le donglami donc, particule de tissu circulaire qui peut s’associer à d’autres grâce aux quatre fentes et aux trois boutons blancs dont chacune d’elles dispose. Au moyen d’articulations dont chaque exemplaire est virtuellement doté, les combinaisons associatives sont innombrables. Relevant autant de l’artisanat que de la sculpture, la taille des configurations ainsi obtenues, variable, dépend du nombre de donglami nécessaires à leur fabrication. D’où le titre de *Soft Extension* sous lequel l’artiste a choisi de réunir ces alvéoles de tissu. Ces dernières diffusent une indicible impression de calme, d’apesanteur tranquille, d’harmonie...

Les oeuvres de Dahea Sun sont à voir à la galerie PJ à Metz

Pareilles compositions abstraites se prêtent à de nombreux rapprochements. On peut y voir une métaphore politique de la vie en société, où l’individu doit composer avec ses semblables, et fonder avec eux une structure supérieure (famille, village, ville, nation) afin de pourvoir à ses besoins élémentaires. On pense aussi à des organismes constitués de cellules, de molécules, de différents membres, et plus largement à toute sorte de mise en réseau, de mise en rhizome. La sérialisation de chaque fragment de tissu n’est pas sans rappeler certaines productions de Vera Molnar, l’une des pionnières du *computer art* et de la création avec intelligence artificielle. Cela, finalement, parce que tout — formes, matériaux, possibilités d’agencements qu’offre le donglami — est bel et bien vivant dans le travail de Dahea Sun et soumis à un principe logique organisateur. Certains matériaux sont par exemple amenés à se déformer sous l’effet de la pesanteur ou de tensions. Ainsi que la jeune femme l’explique dans une vidéo réalisée pour l’exposition : « J’ai souhaité donner une dimension poétique à ces modules textiles géométriques, en exploitant la flexibilité du textile pour générer un flux et

un rythme naturels, ces éléments évoluent par leur propre déformation, pouvant être tordus, gonflés ou relâchés. »

Vivante, la production de Dahea Sun l’est aussi en ce qu’elle requiert l’implication du spectateur qui, bien que situé à l’autre extrémité de la relation esthétique, devient à son tour co-créateur. Libre à lui en effet de s’approprier le module pour établir d’autres connexions, ou au contraire de faire respirer le canevas en isolant certaines particules. Se dessine alors une façon singulière de tisser, à deux, une œuvre commune et de s’inscrire dans le paradigme d’un art participatif, en mouvement permanent. Les sculptures de Dahea Sun interagissent donc avec leur environnement immédiat, aussi bien qu’avec celle ou celui qui en deviendra l’heureux propriétaire.

À côté de ces modules de tissus fixés à une fine baguette, la jeune femme confectionne d’élégantes sculptures suspendues, comme *SE_SBW2401*, qui conjugue au sein d’un grand format (195x100cm) des matériaux aux propriétés contraires, comme le fil d’aluminium, auquel elle donne des formes circulaires, et le fil de cachemire... Soit une singulière façon de souffler le froid (aluminium) et le chaud (cachemire). Des œuvres plus modestes révèlent par ailleurs de véritables trésors de virtuosité, telle cette série de carrés brodés en soie ou ces volumes esquissés en quelques lignes de fil seulement, qui allie minimalisme à des possibilités figuratives que l’on aurait aimé que l’artiste développe davantage. L’exposition offre une occasion rare, en définitive, de rencontrer une pratique de tissage encore méconnue en Occident, dans une approche poétique susceptible de toucher un large public. ●

¹ Cf. Anni Albers, *Du tissage* (1965), Paris, éd. Les Presses du Réel, 2021

Exposition Donglami de Dahea Sun à la galerie PJ, Metz, jusqu’au 18 janvier 2025

Le terme donglami désigne en coréen une forme circulaire, symbole de perfection



S

T

|

L



Faire son coffre, surtout en cette période, est un des moments de vérité dans le couple

La crise de l’automobile est derrière nous

IIII Cyril B

2025 commence bien. Cette année encore nous avons survécu aux vacances de fin d’année. Et, surtout, à la pire épreuve que s’infligent toutes les familles qui partent en voiture pour les fêtes : le coffre de Noël. La crise de l’automobile est derrière nous, pour environ un an. Peut-être pas au niveau industriel, certes, mais au niveau familial, c’est déjà ça.

Le plus grand miracle du traîneau du Père Noël ce n’est pas qu’il soit tiré par des rennes qui volent, c’est que les cadeaux de tous les enfants tiennent à l’arrière. Faire son coffre, surtout en cette période, est un des moments de vérité dans le couple, avec l’éducation des enfants, le choix de ce qu’on regarde à la télé ce soir ou le repas du dimanche dans la belle famille. Si l’un n’arrive pas à tout caser c’est sans doute que l’autre a mal fait les bagages, ou a choisi la mauvaise voiture, ou bien a eu la curieuse idée de prévoir des pulls en hiver. L’exercice rappelle aux gens de ma génération le jeu vidéo Tétris. Pour les jeunes, adeptes des réseaux sociaux, cela évoque plutôt l’esthétique *cluttercore*, l’une des tendances déco du moment qui vise à accumuler des éléments très différents jusqu’à l’excès, à remplir complètement un espace en le saturant d’objets disposés tels un puzzle multicolore.

Les petites épreuves de rangement du quotidien sont souvent l’occasion de confronter les approches de chacun. Êtes-vous celui qui remplit le lave-vaisselle au maximum ou celui qui privilégie un lavage optimal, quitte à laisser parfois des espaces vides entre les assiettes à soupe ? Êtes-vous un partisan des

courses en casiers qui s’empilent sans peine, ou plutôt dans des sacs qui se portent plus facilement ? Les chaussettes doivent elles être alignées en bas de l’étendage ou bien réparties un peu partout pour boucher les trous ? Avec le coffre de Noël, il faut développer de nouvelles stratégies chaque année, en fonction des cadeaux du moment, surtout si vous rejoignez une famille nombreuse, qui n’a pas encore succombé aux charmes du Secret Santa.

Par exemple, si vous devez transporter un *air fryer*, une trotinette électrique, un château Playmobil et un service de douze verres en cristal, il faut songer à répartir les gros objets sous les fragiles, les mous entre les durs, tout en laissant la place pour les bagages habituels que le climat hivernal ne contribuera pas à alléger. Défi supplémentaire : les enfants ne doivent évidemment pas voir les cadeaux qui seront ouverts trois jours plus tard. Bref, si en plus vous allez au ski, difficile de voyager moins rempli que le parking du Knuedler un week-end de décembre.

Si l’aspect visuel donne un avant-goût du résultat, c’est à l’oreille que se mesure vraiment l’étendue du succès ou du désastre. Le sinistre craquement d’un plastique au moment de claquer vigoureusement le hayon porte un coup aussi fatal à l’amour propre

qu’à l’intégrité du chargement. Le fracas sourd au premier coup de frein brusque causé par la chute de divers objets mal calés offre une alternative guère plus réjouissante. Inutile d’essayer d’estimer l’étendue des dégâts avec le rétroviseur, cela fera partie des bonheurs réservés à l’arrivée, quand vous ouvrirez le coffre sous une pluie battante, après six heures de conduite, alors qu’un ou deux autres cartons tomberont sur le bitume.

Une fois sur la route des vacances, en fait, on ne pense plus tant à soi qu’aux véhicules qui nous entourent, en goûtant toute la saveur de l’aphorisme sartrien selon lequel « l’enfer, c’est les autres ». Si cela ne fait aucun doute à la croix de Bettembourg, aux barrières de péage, sur le ring de Bruxelles, ou à l’entrée des tunnels alpins, on pourra en l’occurrence trouver que ce sont aussi ces mêmes « autres » qui rendent cet enfer plus supportable. Ainsi, sur l’autoroute, on dépasse toujours pire que soi. Ceux qui ont casé les trousse de toilette dans la boîte à gants ou les valises sur les genoux des enfants, ceux qui sont lestés d’une remorque ou d’un coffre de toit, et les légendaires camping-cars néerlandais, que le volume de chargement dédouane sans doute de tout effort d’optimisation, mais au prix d’un petit déménagement à chaque départ. Ce n’est pas pour rien que l’Autofestival tombe en janvier, à ce moment de l’année où vous êtes prêts à renier vos idéaux écologiques et à choisir un véhicule polluant, difficile à garer contre un imposant volume de chargement.

Le 25 matin, vous avez tremblé en découvrant ce qui vous attendait au pied du sapin, en espérant recevoir une montre ou un abonnement Spotify et pas un vélo ou un fauteuil. On s’est dit qu’on voyagerait plus léger au retour, qu’on ne ramènerait rien. C’est sans compter sur les virus hivernaux, qui ont toutes les chances de s’inviter sur le chemin du retour. Il faut leur reconnaître qu’ils ne tiennent pas de place, et qu’ils auraient plutôt pour conséquence de... faire le vide. ●

MEDIEN

Polit-Retromania

„D’Lieblinge vun der Natioun heeschen och no engem Joer CSV-DP nach ëmmer Bettel a Lenert, wéi wa mer keng nei Regierung hätten“, kommentierte Caroline Mart Mitte Dezember auf *RTL-Télé* den Politmonitor. Einen Tag zuvor ließ *RTL* den ehemaligen



Außenminister Jean Asselborn die Geschehnisse in Syrien beurteilen, als gäbe es keinen neuen Außenminister. Und drei Tage vor Heiligabend veröffentlichte die *Zeit* ein Streitgespräch zwischen ihm und dem ehemaligen österreichischen Kanzler Sebastian Kurz über Donald Trump. Asselborn vertrat dabei den Standpunkt, es sei „ein Riesenfortschritt für die Menschheit“, wenn Trump nicht dazu beitrage, die Welt „noch verrückter“ zu machen.

Am selben Tag war der ehemalige CSV-Premier und EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker im *RTL*-Radio zu hören: Er teilte gegen die Medien aus, die

„jeden Blödsinn“ aus den USA „direkt kommentieren“, und kritisierte seine CSV, der er riet, sich stärker an das „S“ in ihrem Namen zu halten. Außerdem bedauerte er, dass wir in einer Zeit lebten, „in der den Politikern keine Chance eingeräumt wird, nachzudenken, ehe sie reden“.

Juncker und Asselborn verfallen seltener in ein Pro-Forma-Sprechen, sie vertreten eigene Standpunkte – was möglicherweise erklärt, weshalb sie auch ohne politisches Amt weiterhin gefragte Interviewgäste sind. SM

SCHMUCK

Großherzogliche Juwelen

Dass im großherzoglichen Hause Veränderungen anstünden, sei bereits im Februar abzusehen gewesen, schreibt das Nischenmagazin *The Court Jeweller*. Wieso das? Prinzessin Stéphanie habe sich im Februar nämlich erstmals mit einem königlichen Smaragd-Diadem gezeigt. Das Diadem schaffte es auf Platz neun der besten Schmuckstücke des Jahres 2024, die das Magazin ausgewählt hat. Dieses „Art-Déco-Meisterwerk“ werde seit vier Generationen in der großherzoglichen

Familie weitergereicht, und Großherzogin Charlotte sei die Erste gewesen, die mit dem eierförmigen Smaragdstein fotografiert wurde. Auch ihre Schwiegertochter Joséphine-Charlotte sei „ein Fan“ des Diadems gewesen – was gelegen kam, denn von ihrer Mutter und Großmutter hatte sie bereits Schmuckstücke geerbt, die mit dem grünen Edelstein verziert sind. Hauptträgerin des Diadems war in den vergangenen Jahren Maria-Theresa, die an der Seite von Großherzog Henri das Land repräsentierte. Prominent trug sie das Diadem bei einer Nobelpreisverleihung im Jahr 2011. Das auf Juwelen spezialisierte Magazin verriet zudem, dass sie ihrer Tochter



Alexandra den Kopfschmuck letztes Jahr für eine Galaveranstaltung in New York auslieh. Über den Wert des Steins informiert das Magazin nicht. Laut der Edelstein-Verkaufsseite Gemstock kosten hochwertige Smaragde in der Regel zwischen 6 000 und 8 000 Dollar pro Karat. SM